Volkslied und Drama

von

1870 — 71.

Vier Vorträge

von

Dr. E. Küsel.

„An's Vaterland, an's teure schließ dich an!"

Gumbinnen.
C. Sterzel's Buchhandlung (R. Rose).
1882.

Herrn

Geheimrat Dr. Schrader

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Einleitung.

Es giebt Zeiten, herrliche Zeiten, wo im Kampfe gegen den äußeren Feind nur ein Gefühl die Herzen aller beseelt — das Heil und die Ehre des Vaterlandes; es folgen Tage, trübe Tage, wo dieser frohgemute Geist der Eintracht die kühn erhobenen Schwingen vor dem innern Streite der Parteien wieder sinken läßt.

Aber ein Ort findet sich — so heimlich und so traut, wo die Quelle patriotischer Begeisterung „ewig klar und spiegelrein“ dahinfließt — das ist der alte deutsche Dichterhain, von dessen Zweigen von jeher die edelsten Weisen für Kaiser und Reich ertönt sind, und wahr bleibt das schöne Wort, das ein Krieger und Sänger*) zugleich von 1870 im feindlichen Lande gesungen:

„Ihr deutschen Lieder, kühn und stark,
Voll Heldenkraft und Heldenmark,
Wenn ihr in vollen Tönen schallt,
Wie faßt das Herz ihr mit Gewalt!

Hier in dem fremden Wälschen Reich,
Wie klingt ihr da so lieb und weich,
Ruft Vaterhaus und Jugendglück
Und sel'ge Zeiten uns zurück.

Und wieder klingt ihr so voll Kraft,
Voll Jugendmut und Leidenschaft,
Begeistert uns im heil'gen Krieg
Und führet uns von Sieg zu Sieg.

*) Vergl. Ditfurth: histor. Volkslieder II, p. 144.

Von Heldentreue, Todesmut
Verkündet ihr uns schlicht und gut,
Und ruft: „Seid eurer Väter wert
Und stehet treu für Haus und Herd!“

Ihr knüpft uns an das Vaterland
Mit innigtreuem, festem Band,
Ihr bleibt uns, wenn uns nichts mehr blieb,
Drum seid ihr uns auch ewig lieb!“ —

Und diese Liebe zu pflegen, und damit zugleich mein Scherflein beizutragen zu der Erhaltung und Belebung jener Gefühle, die so Großes geboren, das ist nun der innige Wunsch, der mich, wie früher schon am anderen Orte, so auch im Folgenden wieder zu der deutschen Dichtung jener ruhmgekrönten Tage geführt hat, die wenn auch nicht immer „einen innerhalb der Kunstsphäre liegenden“, doch überall großartig kulturhistorischen Wert besitzt. —

Es ist ja bekannt, welch' reichen Liedersegen uns die Jahre 1870 und 71 gebracht haben! Wie G. v. Straßburg einst von den Minnesängern, so müssen wir von unsern damaligen Dichtern ausrufen: „Der Nachtigallen, der sind viel“, und was hier von großer Wichtigkeit ist, treue Hände haben die kostbaren Schätze sogleich gesammelt und noch während des Krieges selbst den teuren Liederhort in schönen, ja oft prächtigen Sammelwerken geborgen — ich erinnere hier nur für die Kunstpoesie an die große Prachtausgabe der „Lieder zu Schutz und Trutz“ von Fr. Lipperheide, aus der vor kurzem eine kleinere „Auswahl für Volk, Schule und Heer“ mit einem gemeinverständlichen Kommentare erschienen ist, und für den Volksgesang an das umfangreiche Werk von Fr. W. v. Ditfurth: „Historische Volkslieder von 1756—1871“ aus demselben Verlage.

Diese und manch' andere, nicht weniger anerkennenswerte Sammlungen haben es dem Litterarhistoriker ermöglicht, von der Kriegslyrik jener Jahre das glänzende Facit zu ziehen, das sie der Dichtkunst der Freiheitskriege würdig an die Seite stellt.

In diesem Sinne hatte schon im Jahre 1872 Dr. J. Schlüter, der auf diesem Gebiete mehrfach als Sammler und Schriftsteller*) aufgetreten ist und uns unter anderen auch eine verdienstvolle Studie „über die französische Kriegs- und Revanche-Dichtung" (Heilbronn, Gebr. Henninger 1878) geliefert hat, in einer Festrede „der deutsche Krieg von 1870/71 im deutschen Liede" die Erzeugnisse der Kunstpoesie beleuchtet und von dem nämlichen Standpunkte aus der Verfasser vorliegender Aufsätze selbst im Jahre 1877 ebenfalls in einer Festrede das historische Volkslied von 1870/71 behandelt. Neuerdings ist hier nun eine umfassende litterarhistorische Arbeit von Dr. Otto Weddigen: „Die patriotische Dichtung von 1870/71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes"**) (Essen und Leipzig, Alfred Silbermann 1880) hinzugetreten — ein Werk, in dessen ausführlicher Darstellung die obige Behauptung von dem Werte unsrer jüngsten lyrischen Kriegspoesie ihre allseitige Bestätigung findet.

Nächst dem lyrischen Dichter ist es dann der dramatische, der wie überall so auch hier ins volle Menschenleben hineingreift und sich alsbald von der Schaubühne herab zum Herolde

*) Schlüter hat zunächst eine Anthologie: „Die Wacht am Rhein. Die deutsche Kriegsdichtung 1870/71" (Münster, Coppenrath 1874) herausgegeben; sodann unter dem zusammenfassenden Titel „Für Kaiser und Reich" drei Festreden: „Zum Geburtstage des Kaisers", „Zu Fürst Bismarcks 60. Geburtstage", „Zur Sedan-Feier" nebst einem poetischen Anhange (Bremen, J. Kühtmann 1876) veröffentlicht.

**) Von demselben Verfasser sind auch eigene Dichtungen erschienen: „Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzug von 1870/71".

der großen Zeitgedanken macht. Und hierin steht er dem Volkssänger am nächsten; sowie dieser meistenteils nur Selbsterlebtes schildert und somit ein unverfälschtes Organ des Volkes in Waffen wird, so bringt uns der dramatische Dichter am treuesten die Stimmung daheim zum Ausdrucke und stellt uns in treffenden Gestalten die Gefühle verkörpert dar, mit denen wir selbst vom heimatlichen Heerde aus die Thaten unsrer Krieger im Feindeslande begleiten.

Natürlich ist es hier nicht sowohl das große Drama, welches in jener sturmbewegten Kriegeszeit seine Pflege finden kann — obwohl es uns auch an solchen dichterischen Gaben nicht mangelt —, vielmehr treten da die kleineren Gattungen der dramatischen Poesie in ihre Rechte, und vor allem bietet das Genrebild die geeignetste Form, uns die einzelnen Momente des buntbewegten kriegerischen Lebens anschaulich vorzuführen.

Und da hierbei vorzugsweise, wie in Wallensteins Lager, dem schlichten Soldaten und seinem Wachtmeister das Wort verstattet wird, so ist der Humor und oft ein recht drastischer ein weiterer Grundzug, den diese Dichtung mit dem Volksliede jener Tage gemein hat.

Aber der dramatische Dichter hat sich nicht an dem zeitgemäßen Stoffe genügen lassen; er hat sofort, als sich die ersten Anzeichen des neuen Kampfes mit dem alten Erbfeinde erhoben, zurückgegriffen in die deutsche Vergangenheit und mit ihrer laut mahnenden Stimme der Gegenwart zum Herzen gesprochen.

Solche Stücke dürfen daher in einer Besprechung der dramatischen Litteratur von 1870/71 gebührender Weise auch nicht fehlen; vielmehr geht der Verfasser in den diesbezüglichen Vorträgen von ihnen aus und wendet sich darnach erst zu den Stoffen aus unsrer jüngsten Kriegeszeit.

Hierbei lag die Sache aber nicht so einfach, wie bei der lyrischen Poesie; denn hier galt es — da bisher ein derartiger Versuch noch nicht gemacht worden — alles selbst zu sammeln und zu sichten und die einzelnen, oft im Verhältnis zu ihrem Umfange und Inhalte ziemlich teueren Stücke zu erwerben.

Gewiß wird nun hier noch manches treffliche Erzeugnis fehlen — und der Verfasser würde äußerst dankbar sein, wollten Verleger und Autoren ihn demnächst in den Stand setzen, seine litterarhistorische Skizze zu vervollständigen —; indes soviel wird doch auch schon aus dem vorgeführten Stoffe, der mehr als 50 Dramen entnommen ist, unzweifelhaft hervorgehen, daß auch der dramatische Dichter jener Tage das Seinige dazu beigetragen, „in die Gährung der Masse ein klärendes, ideales Ferment zu werfen" und „dem hochschwebenden, nationalen Gedanken" seinen vollsten Ausdruck zu geben.

An dritter Stelle endlich — jedoch nicht dem Werte, sondern nur der Zeitfolge nach — steht dann der epische Dichter; für ihn müssen sich erst die Verhältnisse wieder geklärt und beruhigt, der Griffel der Geschichte seine getreue, der Leidenschaft des Tages enthobene Detailleschilderung begonnen und den gewaltigen Stoff, ich möchte sagen, mit dem Dufte der Vergangenheit umhüllt haben, bis er Kalliopes stolze Drommete erheben und in volltönenden, aber gleichmäßig dahinströmenden Gesängen uns von den unsterblichen Thaten unsrer Helden erzählen kann.

Die komische Muse zwar folgt auch hier ihren eigenen Prinzipien; ihre Erfolge beruhen auf der Wirkungskraft des Augenblicks, und so hat denn der klägliche Zusammensturz der Napoleonischen Macht sofort „das grotesk-komische Heldengedicht" gezeitigt, wie es uns die schon im Jahre 1870 bei Fr. Lipper-

beide in Berlin erschienene „Louisiade oder Napoleon III.“ von W. Andreae und H. Wegas in demselben Jahre bei M. Schauenburg in Straßburg veröffentlichte „Sedaneia“ beweisen; jedoch das eigentliche Heldenlied tritt erst nach und nach auf den litterarischen Markt und behandelt zunächst auch nur einzelne bedeutsamere Episoden aus dem ganzen großen Kriege, so K. H. Keck's „Sedan“, ein deutsches Heldenlied aus dem Jahre 1873 (Halle, Waisenhausbuchhandlung), dem dann zwei Jahre später die beiden Gedichte in drei Gesängen „Vionville“ (Berlin, Freund und Jeckel) und „Sedan“ (Frankfurt a. O., B. Waldmann) von E. v. Wildenbruch folgten — alles Werke, die der Verfasser und zwar auch die zuerstgenannten komischen Gedichte bereits in einer zweiten Festrede „Die Schlacht bei Sedan im deutschen Liede“ (Gumbinnen, C. Sterzel's Buchhandlung (R. Rose) 1880) besprochen hat. Aber erst das Vorjahr 1881 hat uns eine Gesammtdarstellung des ganzen Krieges in der Rhapsodie „Barbablanca“ von J. E. v. Günthert (Stuttgart, C. Krabbe 1881) gebracht. —

Wie nun vorher bemerkt, zeigen Volkslied und Drama, namentlich in ihrer humoristischen Färbung eine so mannigfache Verwandtschaft, daß der Verfasser sich deshalb veranlaßt gesehen, seine bereits oben citierte Arbeit über die volkstümliche Richtung der Kriegslitteratur, die bei ihrem ersten Abdrucke in Herrigs Archiv für das Studium der n. Spr. und Litt. 58. Bd. 1877 nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden sein dürfte, seinen Vorträgen über die dramatische Poesie, die von ihm hier im Laufe des Monats Januar zu wohlthätigen Zwecken gehalten worden, schon der vollständigen Uebersicht wegen von neuem voranzuschicken; dabei hält er es für notwendig, es nochmals

ausdrücklich hervorzuheben, daß es sich für ihn in der ganzen nachfolgenden Darstellung nicht sowohl um eine ästhetische Würdigung und kritische Beleuchtung der zur Sprache kommenden poetischen Erzeugnisse handelt, sondern vornehmlich um das kulturhistorische Gemälde, das sie uns von jener so großen Zeit entwerfen; darum haben hier alle Stimmen, die zu ihrem Lobe ertönten, wie groß oder wie klein sie auch erscheinen mögen, ihre inhaltliche Berücksichtigung gefunden, denn —

„sie alle zieht
Das Herz zum Vaterland" (Schiller).

Gumbinnen, den 22. März 1882.

Dr. E. Küsel.

I.

Das historische Volkslied

von 1870—71.

Festrede zum 80. Geburtstage Kaiser Wilhelms,
gehalten in der Aula des Friedrichs-Gymnasiums zu Gumbinnen
den 22. März 1877.

Gebet.

„Jauchzet Gott, alle Lande; lobsinget zu Ehren seinem Namen; rühmet ihn herrlich!" — so rufen wir heute mit der Inbrunst Davids, denn erfüllt hat sich an uns sein Wort, das geschrieben steht in dem 21. Psalm:

„Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hilfe!

„Du giebst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet.

„Er bittet dich um das Leben; so giebst du ihm langes Leben und setzest ihn zum Segen ewiglich.

„Denn der König hoffet auf den Herrn und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben! Sela!"

Ja der König hoffte auf den Herrn von der Frühe seiner Tage: der Herr setzte eine goldene Krone auf sein Haupt, und demütig bekannte er an dem Tage seiner Konfirmation, als er zum ersten Male an Gottes Altar kniete:

„Ich freue mich meines Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, erinnern und mich niemals verhindern, demütig zu sein vor meinem Gotte. Bei allem Guten, welches mir zu Teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige. Ja auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles

anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen."

Mit diesen Gesinnungen trat er in das Leben und blieb fest durch die Güte des Herrn in den schweren Tagen der Prüfung und des Kampfes. Und der Herr sahe an sein redlich Mühen und Streben und überschüttete ihn mit gutem Segen und legte zu der goldenen Krone Lob und Schmuck auf sein greises Haupt. — Darum rufen wir heute aus der Tiefe unsers Herzens: „Ja der Herr lebt, und gelobt sei unser Hort, der Gott, der uns großes Heil bewiesen in unserm König. Er wird erhören unser Flehen und uns in seiner Gnade erhalten seinen Gesalbten, unsern Herrscher und Vater! — Amen!"

„Volkes Stimme ist Gottes Stimme" — dies alte Sprichwort hat sich in unseren Tagen wunderbar bewahrheitet. Als im Jahre 1849 der König von Preußen die ihm von Frankfurt aus angetragene Kaiserkrone ausschlug, da sang das Volk, wenn auch in unberechtigtem Unmut gegen Friedrich Wilhelm IV., prophetisch und voll Zuversicht:

„Er will nicht Kaiser werden,
Es ist ihm zu gering —
Was nicht von Gottes Gnaden,
Das mag er nicht, das Ding.

„Es ist auch so wohl besser
Bei dieser harten Zeit,
Die zwingt man nicht mit Beten,
Da gilt es schweren Streit.

„Wir brauchen einen Kaiser,
Der fromm ist und gerecht,
Doch auch mit blankem Schwerte,
Wo's nöthig ist, zuschlägt.

„Kommt's heute nicht, kommt's morgen,
Es muß uns doch ersteh'n —
Der Himmel wird schon sorgen,
Daß wir den Kaiser seh'n!"

Und nicht lange sollte es währen, da war der Kaiser nach seinem Herzen erstanden, der Kaiser, auf dessen Fahne des Volkes Wort sich geschrieben fand: „Mein Schwert mein Hort und Gott meine Burg," und jubelnd erscholl es:

„Vivat Hoch! in allen Landen,
Ruft ihr Deutschen allzugleich,
Denn der Kaiser ist erstanden
Und das neue deutsche Reich.“ — *)

Und nochmals erhebt derselbe Prophet seine Stimme; zehn Jahre später, 1859, da heißt es in einem Liede:

„Und rings in deutschen Landen
Im Volk die Sage geht,
Daß mit dem Barbarossa
Der Sänger neu ersteht.

„Bricht er aus seinem Berge
Der alte Kaiserheld,
Dann zieht der Ofterdinger
Mit ihm ins off'ne Feld.

„Dann giebt's ein Liederfechten,
Ein herrliches Turnei:
Dann kommt des deutschen Liedes
Verlornes Reich herbei!“

Und kaum begann im Jahre 1870 der Kaisermorgen zu tagen, erweckt durch die Stimme des neuen Uebermutes von der Seine her —

„Da singt der ganze Dichterhain:
Zum Teufel mit dem Mondenschein,
Mit Rosen, Kosen, Lust und Leid,
Mit Zagen, Klagen, Liebesstreit,
Nun schleift für unsrer Krieger Reih'n
Des deutschen Verses Edelstein.

„Und sieh', aus allen deutschen Gau'n,
So weit die deutschen Wogen blau'n,
Rückt auf beschwingtem Zelter an
Manch' lorbeerstolzer Sängersmann. . .

---

*) Dieses, sowie die meisten der nachfolgenden Lieder, sind entnommen der großen Sammlung von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth: „Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871“, Berlin, Franz Lipperheide 1871—1872 — auf die hier ein für alle Mal hingewiesen wird

„Und mächtig rauscht's im Weltenall,
Wie Bardenton, zum Sonnenball:
Wir schwingen das Gedankenschwert
Und Schilder, unsrer Ahnen werth,
Wir steh'n vereint, dem Sang zum Schutz,
Dem deutschen Sang zum Schutz und Trutz." *)

Sofort fuhren wie an die Waffen, die Hände in die Saiten, und wie in alten Tagen, so stimmten auch jetzt in treuem Vereine „Leier und Schwert" die gemeinsame Weise an zu „Schutz und Trutz" für's Vaterland: — Deutschland stand da, ein Volk in Waffen, ein Volk im Liede, und beides, auch das letztere, im wahrsten Sinne des Wortes: denn nicht blos waren es die „lorbeerstolzen" Sangesritter, die auf dem Wahlplatze erschienen, nein, der „tönereiche" Drang ging durch alle Schichten des Volkes, und mit dem edlen Meister der Gesangeskunst erhebt auch der Volkssänger seine Stimme, und wenn auch manch' rauher, derber Ton aus seiner Kehle dringt, „an echt kernhafter, vaterländischer Gesinnung steht er jenen nicht nach, ja an lieblicher Flüssigkeit, an körnigem schlagfertigen Witz und Humor ist er ihm nicht selten voraus", und, was sein Hauptvorzug ist, in seinem Liede tritt die Zeitstimmung immer unmittelbar und unverfälscht und lebendig hervor. Denn die Volkssänger sind meistenteils selbst Teilnehmer der geschilderten Ereignisse, Soldaten auf der Wacht, wie sie sich uns öfters am Schlusse der Lieder als Verfasser darstellen, Landwehrmänner, die mitten im Kampfe gestanden und des Kriegers Freud und Leid an sich selbst erfahren, und was das für einen Unterschied macht, das können wir von jenem Volkssänger hören, der auf einsamem Posten in strömendem Regen und mit knurrendem Magen treuherzig ausruft:

„Ihr Dichter, die hinterm Ofen
Ihr es so schön besingt,
Wie die Kanonen donnern
Und wie die Dromete klingt —

*) „Zu Schutz und Trutz" von R. Weiße in der gleichnamigen Sammlung von Franz Lipperheide, 7. Lieferung, p. 43.

„Und wie um das Lagerfeuer
Sich lustig der Krieger drängt
Und wie man Nachts auf dem Posten
An lauter Poetsches denkt. —

„Ich wollt, von Euch so Einer
Ständ hier auf meinem Fleck —
„Wenn er dann noch Humor hätt'
Wie ich — Kreuzelement!
Ich wollt ihn schöner besingen
Als er es irgend könnt." —

Ja dort spricht die Kunst, hier die Natur: dort braust der Sturm der Begeisterung in dithyrambischem Schwunge dahin, hier herrscht einfaches, unmittelbares Leben, und was das Volkslied an Schönheit der Form einbüßt, das ersetzt es reichlich durch die Naivität seiner Darstellung und die Mannigfaltigkeit seiner Gedanken. Denn da giebt es keinen Zug in dem Lager- und Kriegesleben, der nicht seinen poetischen Ausdruck findet, kein Verdienst, das nicht seine Krone empfängt; im bunten Wechsel zieht der Sturm der Schlacht und der langwierige, ermüdende Festungskampf, das gemüthliche Wachtfeuer und die lustige Munitionscolonne, der schmerzvolle Verbandplatz und das jammerreiche Krankenlager an uns vorüber, und der heldenkühne Officier, der löwenmuthige Wachtmeister, der unerschrockene Tambour, der „terrible Ulan", sowie der unermüdliche Arzt und die sorgsame Schwester Salome, der Trost der Verwundeten, treten nach einander auf die belebte Kriegesbühne, und neben Moltke, dem schweigsamen Denker der Schlachten, steht der redselige, selbstbewußte Soldat und Politiker Kutschke; — weit über Alle aber ragt empor der Kaiser mit dem weißen Haare und dem Jünglingsherzen in der Brust, und neben ihm sein Heldensohn, der tapfere und doch so gemütliche Kronprinz mit seiner kurzen Pfeife, in scharfem Contraste zu dem grimmigen Kriegshelden im rothen Attila, dem gefürchteten Prinzen Friedrich Karl. Und wenn sie dabei auf Kosten eines übermütigen Feindes, des „Ritters von dem Großmaulsorden", über dessen

„Dickpelzige gloire,
Die uns lassen mußte Haut und Haare"

die ganze Lauge derben Volkswitzes sich ergießt, ihre eigenen Thaten erheben und sich des Gefühles ihrer Ueberlegenheit mit gemütlichem Wohlgefallen erfreuen, so ist doch immer das Ende vom Liede: „Nicht wir, sondern Gott war in uns mächtig, der den Hochmut zu Falle bringt; auf die Kniee, gebt ihm die Ehre!" —

So giebt uns das historische Volkslied von 1870 ein vollständiges in sich abgeschlossenes Bild jener weltbewegenden Epoche, und dies ist die Quelle, an die wir gehen müssen, um nicht blos jene ewig denkwürdigen Tage der Erhebung, nein den Geist unseres Volkes überhaupt in seiner Größe und Lauterkeit richtig zu verstehen und zu würdigen. Dann werden uns auch nicht mehr die Schatten der Gegenwart, die jenen Geist zu umnachten streben, erschrecken; wo so viel Gottvertrauen und Königstreue in einem Volke mächtig ward, da vermag der böse Feind, mag er nun von Außen oder von Innen seine verführerische Stimme erheben, doch nichts mehr auszurichten. Und diesen Geist des Glaubens und der Stärke von Neuem herauf zu beschwören, das soll heute, an dem Geburtstage Desjenigen, der ihn erweckt, meine Aufgabe sein; ist doch gerade diese Gesammt-Erhebung des deutschen Volkes seine Kaiserthat, die wir nie genug preisen können. Ich will also ein Bild entwerfen, wie sich jene große Zeit in dem Volksliede abspiegelt, ich werde aber dabei nicht sowohl dem Gange der Ereignisse selbst folgen, sondern die großen Persönlichkeiten, Staatsmänner und Heerführer, die sie bestimmt und geleitet, sowie das Volk in Waffen zum Mittelpunkt meiner Darstellung machen.

Der Grundtypus dieser Dichtung ist nun von vorn herein Witz und Humor, und es ist dies zugleich ein charakteristischer Zug, der sie — wie Ditfurth dies mit Recht hervorhebt*) —

*) Ditfurth a. a. O. I, III, p. 8.

von den Liedern der Freiheitskriege, mit denen sie sonst so vielfach, namentlich in der Einmütigkeit patriotischer Gesinnung übereinstimmt, beachtenswert unterscheidet — ein Umstand, der freilich in der politisch verschiedenen Lage seine natürliche Erklärung findet. „Damals nämlich galt es den heimischen Boden erst von dem kühnsten, gewaltigsten Feinde zu befreien, während jetzt ein wohlgerüstetes Deutschland den Gegner sofort im eigenen Lande angreifen konnte. Dort, in so schwankenden Verhältnissen, war der Boden mehr für den Ernst der Poesie, als für den Humor geeignet, der erst mit günstigerer Gestaltung der Lage mehr hervortrat; hier aber ließ volles Kraftbewußtsein und Sicherheitsgefühl den Humor schon gleich anfangs in allen Farben aufblitzen." Freilich ist der Spott in dem ersten Liede „der Ohrenzwang von Ems", das noch unmittelbar unter dem ersten Eindrucke jenes frevelhaften und so unerwarteten Attentates entstanden ist, mehr ein bitterer, und gellend tönt der Ruf nach Rache des in seinem treuen Könige beleidigten Volkes hervor:

„Der Benedetti sprach uns Hohn,
Dem König und den Preußen;
Drob soll er dir Napoleon
Ein Maledetto heißen."

Bonaparte hat sich zwar für solche Botschaft den rechten Knecht erkoren; aber sie paßt schlecht für Wilhelms Ohren; ihm fährt der Ohrenzwang von Ems in die Glieder; darum geht er jetzt zur Kur nach Paris und restauriert sich wieder —

„Und restauriert, wer weiß noch was
Er dort wohl restaurieret,
Wenn er der Frechheit Uebermaß
Dir gründlich auskurieret.

„Du setztest einen Egel an,
Und er hat Blut gezogen;
Das deutsche Blut, es kommt heran
In hohen Völkerwogen.

„Bluthunde nicht, wie du sie dir
Hast überm Meer gezüchtet,
Es kommt ein Volk von Männern hier,
Das deinen Frevel richtet." —

Und in diesem Tone tiefster Bitterkeit und Empörung macht sich der Unmut des Volkes über diese „teuflische Leichtfertigkeit", wie sie genannt wird, einen Völkerkrieg anzuzetteln und alle Welt in Haß und Streit zu verwickeln, noch öfters Luft, z. B. in dem nicht weniger schneidigen Liede „Der Franzmann ist toll"; indeß auch an leichtem Spotte fehlt es nicht über jenen kläglichen Diplomaten und seinen verblendeten Kaiser, und in wahrhaft prächtigem Humor sind die Lieder gehalten: „Benedetti der Franzose" — „König Wilhelm saß ganz heiter" und das „Littauische Soldatenlied na den Leed vom Dannenbohm, abersch e bößke fixer on schlömmer":

„Benedetti" nämlich „der Franzose"
Dacht', es wäre ganz famose,
Wenn der König gäb' klein bei!
Das würd' Louis Freude machen
Und die Kaiserin würd' lachen,
Frankreich schrei'n ein Siegsgeschrei."

Flugs macht er sich also an's „Drängeln; schwänzelt, tänzelt und scharwänzelt" um den König herum und verlangt endlich von ihm, er soll es ihm schwarz auf weiß geben, daß nie ein Hohenzoller den spanischen Thron besteigen werde:

„Schreib's auf Louis sein Geheiß."
„Da sieht unser Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an;
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann."

Aber für ihn antwortet der littauische Volkssänger, der hier entrüstet ausruft:

„So'n Rackertieg! Wat denke ju
Von onsem Landesvader,
So got, so friedlich, fest on tru,
Det Vaderlands Berader?
He sull ju allen Wöllen dohn,
Na june Piepe danze?
Wacht man, Franzos, dat findt sek schon,
Wi ware di kuranze!"

Doch in Paris großer Sturm:

Grammont, Oliviei rufen Krieg,
Bazaine, Mac Mahon hoffen Sieg
— — — — — — — — — — —
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge,
Die in's Feuer bläst hinein."
— — — — — — — — — — —
Und Er darauf: „So sei's entschieden,
In Königsberg dictier' ich Frieden."

Und damit zieht er sich die „Stiebeln", die vordem sein Oheim trug, grausam an, und auch der zarte Lulu nach den seinen frug, und nun treten viele tausend rote Hosen untern Chassepot,

„Blasen in die Kriegstrompete
Und dem Heere à la tête
Brüllt der wilde Turico:
Auf Franzosen, über'n Rhein!"
— — — — — — — — — — —
„König Wilhelm sprach derweile:
Hat es denn so große Eile?
Müssen auch dabei doch sein.

„Er ließ seine Stimm' erschallen
Und rief zu den Deutschen allen:
„Der Franzos ist wieder los!
— — — — — — — — — — —
„Kommt aus Süden und aus Norden
Gegen diese fränk'schen Horden,
Kommet Alle, Groß und Klein!"

„Und sie Alle, Alle kamen,
Alle d'rauf in Gottes Namen
Greifen feste zu dem Schwert.
— — — — — — — — — — —
An die Million Soldaten,
Für das Vaterland zu thaten
Mochten wohl beisammen sein.

„Dieses große Kriegsgetümmel
Dringt sogar bis in den Himmel,
Wie's ein groß Getümmel thut.
Blücher sprach zum alten Fritzen,
Weil die just beisammen sitzen:
Donnerwetter, das wird gut."

Ja der alte Marschall Vorwärts wird bei diesem Anblick selbst wieder ganz kriegslustig; er verlangt in dem Liede „Vater Blücher" von Scharnhorst seinen Degen und will mit dazwischen fegen „Soll'n die Funken fliegen sehn!"

Scharnhorst aber sprach: „Mit nichten,
Dieses könn'n wir nicht verrichten,
Weil wir jetzt im Himmel sein.
Aber Steinmetz und den Göben
Und den Herwarth sah ich eben
Fransecky und Falkenstein."

Sprach darauf der alte Blücher:
„Wenn das ist gewiß und sicher,
Scharnhorst steck den Säbel ein.
Wo die fünf die Preußen führen,
Werden sie die Franzosen schmieren,
Grad' als wenn ich's selber sei."

Und damit kehrt er dann beruhigt auf seinen verlassenen Sitz zurück, kann es sich aber nicht versagen, noch recht oft während des Kampfes auf seine wackeren Preußen aus dem Himmelsfenster herabzuschauen und seiner Freude an ihrem mutigen Streiten mit einem kräftigen „Schlag ein Donnerwetter drein" Luft zu machen. Den Franzosen aber fängt es jetzt an ängstlich zu werden: mit Entsetzen sehen sie das Wetter von

Deutschland her nahen, und an Stelle ihres unzeitigen Siegesgeschreies hören wir nun das bange Klagelied:

„Was braust von Osten so mächtig herein?
Ist der jüngste Tag denn entglommen?
Es blitzen die Höhen im Waffenschein;
Es dröhnen die Thäler von langen Reih'n
Der deutschen Männer, die kommen.
Sie kommen im Zorn zur heißen Schlacht:
Frankreich, Frankreich! dir wird ein End gemacht.

„Vereinigt kommen die Deutschen, mir graut.
Wer reitet voran, sie zu lenken?
Sein Haar ist Schnee, sein Bart ist ergraut:
Das ist der Bräut'gam, und Deutschland die Braut.
Er will ihr zur Mitgift schenken
Das Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft!
Frankreich, rückwärts! Weiche der deutschen Kraft!"

So ergreifend läßt der Dichter eine Stimme aus dem französischen Volke klagen; wo es aber darauf ankommt, die allmählich erwachende Bangigkeit des Kaisers selbst zu schildern, da ist der Humor wieder oben auf, und namentlich sind hier mehrere Gespräche von der belustigendsten Art, die Napoleon mit Bismarck, an dem er nunmehr seinen Meister in der Staatskunst gefunden, und der ihm denn auch klar beweist, daß nicht er mehr die Welt, sondern Bismarck ihn am Narrenseile führe, und mit den Süddeutschen zusammenbringen, die er noch in letzter Stunde zunächst durch Schmeicheln und Versprechungen, dann durch Drohungen von „den Preußen,

Die sie werden doch zerreißen"

zu trennen sucht. Indeß es hilft nichts mehr; er ist erkannt und mit ihm seine Helfershelfer, die Ultramontanen in Baiern, wie dies in dem „Schnadahüpfln eines baierischen Soldaten im Felde" treuherzig zum Ausdruck kommt:

„Und der Pfarrer hot gsagt,
Des müßt's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

„Ob lutherisch, katholisch
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und luthrisch sei Sach!“ —

Sie halten jetzt — wie eine andere Stimme aus Süddeutschland lautet —

„Fest zum König Wilhelm, Heldengreis,
Von dem das ganze Deutschland weiß,
Daß er zu Deutschlands Ehre
Nur führet seine Heere.“

Seinen Gipfelpunkt erreicht aber hier der Spott in dem Liede „Louis Abschied von Muttern“ im Berliner Dialekt:

„Ick geh nu fort — beginnt er kläglich — ach lebe wohl Eugenie!
Ick wollt, ick bliebe ruhig hier zurück;
Du weest, ick liebte immer Dir, wie Wen'je,
Un mit die Deutschen hab ick doch keen Glück.
Ein Taschentuch gieb, Mutter, nur noch her,
Am Ende blutet mir die Nase sehr;“

sie, ärgerlich über sein „Jezeter“, meint, er vermisse wohl nur sein Lieblingsgericht zu Mittag, „Hammelfleisch“; indeß

„Ne Hammelkeule holt ick nich vom Koch —
Die Keile kriegst Du ja in Deutsch'and noch;“

er bittet sie das „cujonieren“ zu lassen; er weiß es wohl, er muß es jetzt riskieren, sie treibt ihn ja mit Gewalt ins Kriegsgetümmel und will ihn nicht mehr zu Hause dulden; aber es wird schief gehen; drum — so schließt er in komischer Resignation:

„Häng' mir man 'nen jroßen Beutel an,
Deß ick dir meine Knochen schicken kann.“ —

Welch' einen Contrast bildet zu dieser jämmerlichen Scene in den Tuillerien das erhebende Bild, das uns das Lied „Des Königs Rückkehr“ vor dem Königspalaste in Berlin entrollt!

„In später Abendstunde
Wie regt sich's in Berlin,
Was treibt die Menschenmenge
Zum Königshaus zu zieh'n?

„Der König ist gekommen,
Dem fränk'scher Hohn genaht, —
Er ging, um Ruh zu finden,
Er kommt zu schwerer That."

Groß und Klein drängt sich an seinem Palaste; aller Augen blicken — Liebe sprechend — zu dem wohlbekannten Fenster empor, und durch die nächtige Stille erschallt „Die Wacht am Rhein"; der greise Heldenkönig grüßt und winkt, ach wie oft! aber noch immer will das Volk von diesem Platze, wo es sich so sicher fühlt, nicht weichen. Da dringt plötzlich in die Massen das Wort der Bitte:

„Noch viel fällt unserm König
Der Arbeit heute zu,
Gönnt ihm zum schweren Werke
Der späten Stunde Ruh!"

„Da wird es still und stiller,
Wie Donner wirkt das Wort;
Und Einer nach dem Andern,
Sie gehen schweigend fort."

„Und vor dem Königshause
Stumm liegt die dunkle Nacht —
Ein Fenster ist erleuchtet:
Der treue König wacht!"

Ja der treue König! über ihn hat des Liedes Sonne ihre erwärmendsten Strahlen ausgegossen, und mit stolzem Vertrauen rufen seine Scharen dem Feinde zu:

„Wollt ihr einen König schauen?
Seht euch unsern Wilhelm an!
Auf den kann man schon bauen,
Jeder Zoll ein König und ein Mann."

Einem solchen Führer ist es eine Lust zu folgen; denn, singen die Dreiundfünfziger in ihrem Marschliede,

„Seht an, der greise Held
Im weißen Silberhaar,
Wie jung ist er im Feld,
Wie strahlt sein Auge klar!
Das ist ein trefflich Beispiel,
Das unser König giebt.
Und freudig folgen Alle,
Weil man ihn herzlich liebt."

Und wie mächtig dies Beispiel gewirkt, das können wir noch besonders von den Pommern erfahren, die von der Schlacht bei Gravelotte berichten:

„Da als die liebe Sonne aufging,
Unser alter Kriegsherr uns empfing.
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Ging er voran: das stärkte das Herz,
Das gab uns Kraft, das machte uns Muth
Und machte fröhlich das Pommerblut."

Und so klingt es immer wieder und wieder zum Lobe für „unsern Vater auf dem Thron" — ein Kranz von Liedern, wie ihn schöner noch niemals das Volk um die Stirne eines geliebten Herrschers gewunden hat! Und die schönste Blüte in diesem Kranze ist der Siegsgesang:

„Victoria! der deutsche König siegt,
Der deutsche König, er unsre Wonne,
Dem unser Herz entzückt entgegen fliegt,
Nun geht sie auf, des deutschen Reiches Sonne!
Du, Streiter mit dem Schwerte und Gebet,
Victoria! der Tapfere besteht."

Da war er nun erstanden, der lang ersehnte Kaiser, der „fromm ist und gerecht",

„Doch auch mit blankem Schwerte,
Wo's nötig ist, zuschlägt."

Und weil nun das Schwert seine Sache vollbracht hat, da läßt das Lied den Kaiser selbst dem flehenden Feinde:

„Herr Kaiser, erbarmet Euch nun,
Und laßt die schrecklichen Waffen ruh'n."

antworten:

„Wohlan, so sei's!
Mein Sinn stand stets nach Frieden;
Ihr wolltet Krieg, der Kampf war heiß,
Gott hat mir den Sieg beschieden,
Er macht den Uebermut zu Spott,
Ein' feste Burg ist unser Gott." –

Nächst dem Kaiser tritt nun, wie schon bemerkt, die ritterliche Gestalt des Kronprinzen aus dem Rahmen des Volksliedes am meisten hervor, aber während dort die Ehrfurcht vor dem grauen Haupte des Landesvaters mehr den ernsten Ton der Liebe anschlägt, so sind es hier die herzigsten Weisen, die oft in naivster Form zum Lobe des geliebten Königssohnes erklingen. Schon der stereotype Ausdruck „unser Fritze" oder „König Wilhelms einz'ger Fritze" zeigt von einem Verhältniß zwischen Führer und Truppen, wie wir es in solcher Wärme und Innigkeit nirgends wiederfinden. In ihm verehren sie nicht blos den siegreichen Feldherrn, nein, sie lieben in ihm auch den freundlichen, allzeit leutseligen Kameraden, der an der Seinigen Leid und Freude immer den gleichen Anteil nimmt. So ward denn der „Kronprinz mit der kurzen Pfeife" die volkstümlichste Figur im Heere, und gilt es etwas zu beteuern, wie in jenem Liede, wo der anfangs so wilde, später nur noch hinter Eisengittern in Deutschland knurrende Turco verspottet wird, so heißt es gleich:

„Bei Fritzen's Pfeifenkopf fürwahr,
Das scheinet mir sehr lächerbar."

Und wie oben von dem Kaiser, so singen die Soldaten auch von ihm:

„Der Kronprinz, der Kronprinz,
Wie stärkt er unsern Mut!
Hurrah! du tapfrer Kronprinz,
Wir weih'n dir Gut und Blut."

So hängen sie mit Leib und Leben an ihm und folgen ihm um so lieber, als sie unter seiner Führung des Sieges gewiß sind, denn:

„Der Kronprinz und Victoria,
Die sind zusammen immer ja."

Und wie rasch ist der Sieg gewonnen! „Gleich dem Blitze fährt der Fritze unter die Franzosenbrut" — dies ist seit Weißenburg und Wörth, „dem Doppel-W," mit dem er des „Königs Namenzug" als Gedenkzeichen für die Beleidigung von Ems dem Feinde auf den Rücken geschrieben hat, ein stets wiederkehrendes Gleichniß. Darum fürchten ihn aber auch die Feinde, wie die Trojaner den Achilles, und wie einst Andromache zu Hector, so fleht die Kaiserin Eugenie in einem dem bekannten Schiller'schen Gedichte nachgebildeten Liede „Bazaine's Abschied" diesen an:

„Will Bazaine sich ewig von mir wenden,
Wo der Fritz mit unnahbaren Händen
Immer näher auf den Hals mir rückt?
Komm, Bazaine, ach komm, laß dich erweichen,
Komm und such Paris noch zu erreichen,
Eh' der schnelle Fritz den Spaß verdirbt!"

Diese seine Blitzesschnelligkeit hat er von seinem großen Vorfahren ererbt, mit dem er denn auch im Liede vielfach zusammengebracht wird, und der alte Held selbst schwebte mit seinem Geiste über ihm gleich in jener ersten Schlacht:

„Denn sieh, auch aus den Lüften
Da fuhr's wie Schlachtenblitz,
Das war der Schlachtensegen,
Der Segen vom alten Fritz!

Der hat auf Fritz, den jungen,
Gar väterlich geblickt
Und seinen eignen Lorbeer
Ihm auf das Haupt gedrückt." —

Kann man nun den Kronprinzen mit dem sonnigen Helden aus dem Nibelungenliede, dem edlen Siegfried vergleichen, so zeigt

uns dagegen das Bild des Prinzen Friedrich Karl etwas von dem düsteren Wesen des grimmen, gefürchteten Hagen. Wie Töne des Gerichtes klingt es in dem Liede „Prinz Friedrich Karl bei Vionville“:

„Wie lang schon bebt sein Degen
Und zittert seine Faust,
Nun kommt auf raschen Wegen
Er stolz dahergebraust;
Nun kommt er angeflogen,
Der mit dem Adlerblick
Und stemmt die Heereswogen
Des wälschen Feinds zurück.“

„Er regt die schwarzen Schwingen,
Wie Sturmwind ist sein Flug,
Zum blutig ehernen Ringen,
Und wie Gewitterzug;
Verbirg dich in die Erde,
O Feind, vor seiner Wut,
Vor seinem blut'gen Schwerte
Und seinem Adlermut.

„Versuch es hinter Wällen
Solch' wildem Feuerbrand
Entgegen dich zu stellen,
Doch nicht im off'nen Land!
Viel rotes Blut macht fließen
Der Prinz im roten Kleid,
Franzmann, du mußt's beschließen
Mit Thränen und Herzeleid.“

Ihm wagt sich das Lied nicht mit herzlicheren Tönen zu nahen; wie Gottes Cherubim steht er da mit flammendem Schwerte, und die Feinde zerstieben vor ihm

„Wie die Spreu vor Sturmes Weh'n.“ —

Der Dritte endlich in diesem prinzlichen Führer-Bunde, der verherrlicht wird, ist der damalige Kronprinz, jetzige König Albert von Sachsen; ihm weiß das Lied kein höheres Lob zu spenden, als wenn es ihn mit unserm Fürstenhause in Vergleich

stellt. Von der Schlacht bei Beaumont, seiner Ruhmesthat heißt es:

„Führt nicht der Sachsenprinz das Heer,
Als wär's ein Hohenzoller? —"

Neben jener fürstlichen Drei steht dann eine andere heilige Drei — Roon, Moltke, Bismark, des Kaisers verdienteste Männer, denen der dankbare Monarch nach dem Tage von Sedan selbst den Toast ausbrachte, daß der eine das Schwert geschärft, der andere es geleitet, der dritte aber durch seine geniale Staatskunst Beider Wirken ermöglicht habe. Aehnlich sangen die Baiern in einem ihrer vielen Kriegsschnadahüpfln — nur mit Uebergehung des Kriegsministers Roon —

„Der Bismarck hat's gespunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Dös wird für d' Franzos'n
A z'widerne G'schicht."

Und so heißt es dann in dem schon oben bei dem Kaiser citierten „lustigen Marschierliede" nach der Kaiserstrophe weiter:

„Und der Bismarck, Deutschlands Retter,
Der wie eine Eiche steht,
In dem Kriegesdonnerwetter,
Wie ein heiliger Prophet:
Der wird sorgen, daß die Sachen
Sich für uns am besten machen;
Der wird drehen es und wenden,
Bis zum allerschönsten Enden.
Sollt was schief gehn, ist er da,
Unser Bismarck mit Hurrah!

„Wie 'ne dunkle Wetterwolke
In dem General-Quartier
Sitzt der kluge Vater Moltke
Mit dem Bleistift und Papier.
Und er sagt uns, wo wir stehen,
Und er sagt uns, wo wir gehen,
Und er sagt uns, wo wir reiten
Und er sagt uns, wo wir streiten,
Ja, so sind wir immer da,
Wie's der Moltke will, mit Hurrah!

„Neben unserem Strategen
Steht der Kriegsminister Roon,
Na, der wird den Franzmann fegen,
Das wißt ihr ja alle schon."

Und nun werden auch all' die anderen hervorragenden Führer noch rühmlich erwähnt, und die Quintessenz des Ganzen ist hier, wie immer

„Wir werden Alle voll Vertraun
Auf unsre großen Führer schaun."

Am nächsten von Allen steht ihnen aber der „gute Vater Moltke," wie er immer im Liede genannt wird; seiner treuen Fürsorge stellen sie das herzliche Zeugniß aus:

„Selbst Moses, dieser Gottesmann,
Sein Volk nicht besser führen kann,
Denn sicher wir in Feindeslanden,
Wie in der Heimat uns befanden."

Ganz besonders ergreifend aber ist hier ein „Vater Moltke" überschriebenes Gedicht; es beginnt voll Gefühl:

„Wenn die Stern am Himmel stehen
Ueber heiß erkämpftem Feld,
Kann man ihn noch sitzen sehen
Bei dem Licht im kleinen Zelt."

Es ist die Nacht vor Sedan; mit der Karte von Frankreich auf den Knieen, wo er die roten Linien von Lothringens Feld nach Sedan, und schon weiter nach Paris gezogen hat, läßt er seinen ganzen wunderbaren Plan an seinem Geiste vorüberziehen; denn es gilt morgen Mac Mahon, den er schon lange trotz des Marschalls „Manövrieren voll Genie" an „dem Seile der Strategie" gehalten hat, „die letzten Sprünge machen" zu lassen. Blutig geht der Morgen auf:

„Die Massen stehn, die nimmer weichen,
Zum Anfang nur bedarfs ein Zeichen,
Manch' einer wohl die Frag' noch stellt,
Wie hier des Glückes Würfel fällt.

„Da kommt der Mann, der Held im Schweigen,
Sich seinen Kindern heut' zu zeigen;
Auch heute — wie zu jeder Stund —
Geschlossen ist sein stummer Mund.

„Doch in gewohnt bescheidnen Tritten,
Kommt lächelnd heut er angeschritten,
Drückt lächelnd heut' dem Prinz die Hand:
„Dies nehmt als bestes Unterpfand! —

„Dies Lächeln, dieses Wohlbehagen
Sagt mehr als tausend Worte sagen,
Da konnt' der Sieg nicht schwankend sein:
Und mutig schlug'n wir Alle drein." —

Nicht minder wie diese großen preußischen Führer werden ferner die baierischen Helden v. d. Tann und v. Hartmann gefeiert, die dem Feinde — wie es mit einem Wortscherze heißt

„Tannig sind und hart,
Ihr Schwert ist so schneidig, das hat deutsche Art."

Und so empfängt nun jeder brave Soldat, ob Officier oder Gemeiner, seinen wohl verdienten Lorbeer, von dem General von Budritzki, dem „großen Kleinen", der die Fahne in der Hand seinen „Elisabethern" voran in das Dorf Le Bourget stürmt, herab bis auf den mutigen Husaren-Wachtmeister Hildebrandt, der in der Schlacht bei Sedan allein in die feindlichen Reihen stürmt und 18 Gefangene macht, und den Corporal Dettenhofer vom baierischen Leibregiment, der, Nachts mit 10 Mann zum Eclairieren ausgeschickt, eine Compagnie Franzosen in die Flucht schlägt und so seine gefangenen Kameraden befreit. Besonders belustigend ist hier die Affaire, wie der erste Turco gefangen wird. Ein Hauptmann vom 5. baierischen Infanterie-Regiment, der „solchen Heiden gerne lebendig mal besehen hätte", brummt in der Schlacht bei Weißenburg schon verdrießlich:

„Die Kerle schießen wirklich mir
Den letzten Turco todt."

„Wenns das nur ist, denkt Köhler sich,
Dann ist die Sach nicht schwer:
„Du Kamrad, halt mir's doch amal
A bissel mei Gwehr!"

Und damit springt er durch den Kugelregen auf die Turcos los, packt den nächsten beim Genick und sagt: Komm mit Franzos."

„Er hält ihn seinem Hauptmann hin
Und salutiert und spricht:
Da habn's an'n, doch verzeihn's,
Der schönste ist es nicht."

Ja die Baiern, sie „fangen den Teufel auf freiem Feld", und sie selbst nennen sich gerne „die blauen Teufel" in ihren Liedern, und rühmen noch besonders ihre „pfalznen Faustknedel, mit denen sie den Hals der Feinde genudelt". — Damit sind wir nun zu der zahlreichen Klasse von Liedern gekommen, in denen die verschiedenen Vorzüge der einzelnen Truppenabteilungen und Waffengattungen gepriesen werden; meistenteils lustige Marschlieder, die, im Kreise der Soldaten selbst entstanden, von ihnen auf dem Marsche gesungen wurden, also eine echte Soldatenpoesie. Voran die Infanterie; von ihr heißt es in dem Marschliede der Vierundsechziger:

„So lang es Krieg und Schlachten gab,
Glänzt die Infantrie als heller Stern,
Sie gräbt dem Feind ein sich'res Grab
Und ist des Heeres fester Kern.
D'rum hat mir stets vor andern allen
Die Infantrie so wohl, so wohl gefallen."

Sie kennt keine Furcht, und wie vernichtend in ihrer Wirkung auch die französischen Waffen geschildert werden, kaltblütig entgegnet sie:

„Ob den heilgen Chassepot preise
Auch der Franzmann voller Glut:
Glaubt mir, auch der heilge Dreyse
Und der Werder Wunder thut."

Und von solchen Wundern wissen uns denn auch die Lieder mit jeder Schlacht immer Neues zu berichten. Jedoch das Kleinste war es gewiß nicht, womit jene winzige Saarbrücker Besatzung unter Major Pestel den Feldzug eröffnete, 40,000 Chassepots so lange in Schach zu halten, bis ganz Deutschland die Rüstung angezogen hatte — eine That, die natürlich ihre wiederholentliche Verherrlichung findet! Freilich war es hier nicht die Infanterie allein, die dies Wunder zu Stande brachte, auch der Ulan, wenn auch in noch geringerer Anzahl als jene, half wacker mit, und er ist es nun auch, der unter der Cavallerie dem Feinde am gefürchtetsten ward. In der Schlacht bei Mars la Tour haben sie sich den Namen „les Ulans terribles“ erworben und fortan:

„Bei dem Zetergeschrei les Ulans, les Ulans,
Reißt aus in grausem Gewühle
Die grande nation mit großem élan
Nationale und Mobile.“

Ihm gehört daher die ganze Welt, und interessant ist es zu vernehmen, „wie der Ulan eine Stadt erobert“:

„Meistens ist Ulan zu drei'n,
Wenn er in die Stadt rückt ein;
Sprengt sogleich vor'm Maire sein Haus,
Macht Getös und ruft ihn 'raus:

„Augenblicks capituliert,
Oder's Nest wird bombardiert!“
Maire von Drinnen ruft „gleich, gleich.“
Kommt heraus, bringt totenbleich

„Alle Schlüssel von die Stadt . . .
— — — — — — — — — — —
Herrscht Ulan drauf in der Stadt,
Raucht und trinkt und ißt sich satt.

„Sprengt dann fort im scharfen Ritt
Und die Schlüssel nimmt er mit.
Andern Tags kommt Infantrie,
Nichts zu thun mehr findet sie.

„Können spar'n die Munition —
Stadt erobert gestern schon
Ohne Aufseh'n und Geräusch,
Heißt schon Nanzig, ist schon preuß'sch."

Aber auch die anderen Reiter-Truppen lassen es an Furchtbarkeit nicht fehlen und ergreifend ist hier, was das Lied von den Halberstädter Kürassieren zu berichten weiß. In der Schlacht bei Gravelotte erhalten sie den Befehl, die gefährdeten Brandenburger aus dem feindlichen Kugelregen herauszuhauen; unwiderstehlich ist ihr Anprall, die französischen Batterien schweigen und Brandenburg bekommt wieder Luft. Aber was für ein Kampf war es! Wie schneidet der Ausruf ins Herz:

„Doch was ist das? In Frankreich hat
Es im August geschneit?
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

„Da liegen sie, da schlafen sie
Den ehrenreichen Schlaf,
Wie sie der Blitz der Batterie,
Der Säbelhieb sie traf." —

Und nun erst die Artillerie! bei ihr heißt es:

„Immer feste auf die Weste!
Halt dich tapfer alter Krupp,
Bring uns bis zum letzten Reste
All das Kruppzeug auf den Schub!"

sie schießen in die Festung hinein,

„Daß sie vermeinen die Hölle thut spei'n
Aus ihrem feurigen Rachen."

Doch zuerst müssen die Pioniere ihre Arbeit gethan haben, und sie sind denn auch immer schnell voran, gilt es nun Laufgräben zu ziehen oder Schienen zu legen. So hieß es nach der Vollendung der Schanzen vor Metz:

„In acht Tagen
Woll'n guten Tag wir sagen
Unsern Brüdern vor Paris."

Und nun machten sie an einem Tage 7 Meilen und

„So kann ich Euch verkünden,
Wo heute noch zu finden
Sieben Meilenstiefel sind:
Bei unsern Pionieren,
Die immer flott marschieren."

So ward Festung auf Festung eingenommen; kein Wunder, wenn die Soldaten da von sich treuherzig rühmen:

„Wir haben doch ein sehr
Einnehmendes Wesen!
Was will man mehr?"

Und das gilt nun ebenso von der Linie wie von der anfangs von den Franzosen so gering geschätzten Landwehr: sie giebt ihnen in dem Liede „Gebt Acht" auf ihren Spott: „Die preußische Landwehr bestehe nur aus Handwerkern" die derb treffende Antwort:

„Gebt Acht, ihr Franzosen! die Landwehr ist da,
Die preußischen Handwerker fern und nah,
Die Männer vom Webstuhl, Drehrad und Riem,
Vom Hammer und Ambos, von Hobel und Pfriem:
Die treiben gar lustiges Handwerk Hurrah!"

Und nun machen sie ihnen in drastischen Reimen die schöne Aussicht, es wolle ein Jeder sie mit seinem besonderen Handwerkszeuge bearbeiten.

Und daß dies keine eitlen Prahlereien sind, die Division Kummer hat es bewiesen, aber das hätten die Franzosen wohl auch wissen können, denn — wie der Schluß eines dialektischen Marschliedes lautet —

„Von Anno drüthen lange Tied,
Kennst du noch dütsche Landwehrlüt."

Und hierbei thut sich nun auch die Berliner Landwehr etwas zu Gute auf ihre Strandwache an der Ostsee, und voll Selbstgefühl singt sie:

„Frankreichs Schiffe sind von Eisen,
D'rinnen Herzen nur von Holz;
Schaffet Herzen d'rin von Eisen,
Schiffe, die da sind von Holz."

Freilich die Furcht des Feindes läßt sich leicht erklären, denn — wie es mit Anspielung auf das Stadtwappen Berlins heißt — „der Bär steht an dem Strand". Nur einmal wagten die Franzosen eine Landung zum Schrecken der Bürger von Stolpe, indeß es war gar nicht ihre Absicht zu schrecken, es leitete sie vielmehr der idyllische Zweck einer friedlichen Verproviantierung, ein Contrast, wie er in einem „Pommerisch-Preußischen Strandidyll", das der Kladderadatsch unter dem 25. September 1870 brachte, zu ergötzlicher Darstellung kommt. Und als nun gar das preußische Kanonenboot Meteor den französischen Aviso Bouvet in die Flucht trieb, die er, stark beschädigt, nach der Havannah antrat, da folgte „der großen und gefährlichen Armada, von der man so viel in alten Mähren gesungen", der schärfste Hohn jener Strandwächter nach:

„Es kamen viel Panzerfregatten,
Daß überliefe das Meer —
So hieß es — nun trübet kein Schatten
Die friedlichen Fluten umher."

Die Furcht vor der Flotte Geschützen ist nun verronnen wie ein Tropfen im Sand; die Küstenbewohner sitzen wieder fröhlich am Strand und nach der Melodie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten":

„Singen sie von Lenz und Liebe,
Von goldner, seliger Zeit,
Und wo die Flotte nur bliebe —
Die Flotte aber schwimmt weit." —

So ward denn überall der „gallische Hahn vom Adler zerzaust", wie es in jenem französischen Klageliede heißt, und des Kaisers stolze Parole „gloire und élan", sie wandelt sich ihm in „terreur" und „Sedan". Indeß einer Ungerechtigkeit

macht sich der Deutsche selbst einem verhaßten Gegner gegenüber nicht schuldig: sein Lied weiß auch feindliche Tapferkeit anzuerkennen und oft genug heißt es:

„Sie stritten wie die Löwen;“

und von Gravelotte:

„Hier stand wie Stein und Fels,
Der Feind so fest und kämpfte wacker.“

Aehnlich von Sedan:

„Franzosen aber stehen fest,
Wie hinter Mauer und Turm.“

Nur die Franctireurs, „die Kellerlochschützen“, werden immer mit Indignation behandelt, sowie mit mitleidigem Spotte die Truppen, die Gambetta immer von Neuem aus dem Boden stampft, namentlich die Bourbaki'sche Armee, deren kläglicher Zustand uns also beschrieben wird:

„Fähndrich ohne Fahn',
G'wehre ohne Hahn,
Feldherrn ohne Witz,
Stuckleut' ohn' G'schütz —
Sind wie Pharao
Sie gestürzet so.“ —

Tritt nun in den bisher besprochenen Liedern vorzugsweise die militärische Seite unsers Bildes hervor, so lassen es andere auch an politischer Weisheit nicht fehlen, und voran steht hier der berühmte Füsilier Kutschke mit seinen drastischen Reflexionen über den Gang der Ereignisse und seinen humoristischen Manifesten, die er von seiner Feldwacht aus an Napoleon, Garibaldi und die Pariser ergehen läßt. Kutschke ist heute eine welthistorische Persönlichkeit; sein allbekanntes Lied, das von derselben durchschlagenden Bedeutung war wie die „Wacht am Rhein“, hat nicht weniger als 35 Uebersetzungen erfahren, in allen lebenden und toten Sprachen, sogar in Keilschrift, Hieroglyphen und Runen; sie sind zusammengestellt in der von dem

Regierungsrat Ehrenthal in Marienwerder herausgegebenen Kutschke-Polyglotte; auch ist das Lied fünf Mal componiert. Fürwahr ein berühmtes Lied, und kein Wunder also, wenn sich über den Autor desselben viele litterarische Fehden entspannen, die aber alle fruchtlos blieben, bis denn der Autor selbst in der Liedersammlung zu „Schutz und Trutz“ von Franz Lipperheide mit seinem Namen hervortrat.*) „Es ist der Präpositus, alias Superintendent, Herm. Alex. Pistorius zu Basedow bei Malchin in Mecklenburg, der wieder seinerseits zur Abfassung jenes Liedes durch eine Notiz in der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 veranlaßt wurde, die also lautete: Unter den vielen Liedern ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Der Dichter sah die Franzosen am Waldrande vor sich hin und her laufen, da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub es ist Napolium!“

Beim Lesen dieser Verszeilen habe es ihm geschienen, daß, wenn man dieselben erweiterte, der damals schon offenbar gewordene Geist unseres Heeres und Volkes, der gottvertrauende, pflichtgetreue, totesmutige, siegesgewisse deutsche Geist in einem Volksliede zum Ausdruck gebracht werden könne und dies eines Versuches wert sei. So entstand das Kutschke-Lied, und es erschien zuerst in den „Mecklenburgischen Anzeigen“ unter dem 22. August 1870 mit der Angabe „Vom alten Sechsundzwanziger“, weil der Verfasser im 26. (1. Magdeburgischen) Infanterie-Regiment als Einjähriger gedient hat. Woher aber die Stammverse:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
„Ich glaub es ist Napolium,“

---

*) S. Fr. Lipperheide, 12. Lieferung, p. 184, wo die hier folgenden Notizen ausführlich zusammengestellt sind.

sowie der Name und die Figur Kutschke's herrühren, ist noch nicht aufgeklärt und wird dies auch kaum gelingen; sie sind wahrscheinlich viel älteren Ursprungs und stammen vielleicht, wie Einige es auch behaupten, noch aus den Freiheitskriegen her." Jedenfalls ist aber erst durch das Lied von Pistorius Name und Figur zu einer so seltenen Volkstümlichkeit gelangt, und ihm haben wir auch eine Anzahl Nachahmungen — acht im Ganzen — zu verdanken, die — meistenteils ebenso treffend und drastisch — sich an die Hauptphasen des Krieges bis zum Einzuge in Paris anlehnen. Fassen wir nun alle diese Lieder, die zwar nicht aus der Feder eines Verfassers, aber doch aus dem Geiste eines einmütig fühlenden Volkes herstammen, als ein Ganzes zusammen, so stellt sich uns Kutschke, wie gesagt, nicht blos als tapferer Soldat, sondern auch als fürsichtiger Politiker dar: er ist das Organ, durch welches die Meinungen, Wünsche und Hoffnungen des Volkes nach dieser Richtung hin zum Ausdruck kommen. Kutschke hat den Krieg vorausgesehen; er sagt in dem zweiten dieser Lieder, in dem er uns einen Ueberblick über den Gang der Ereignisse bis nach der Schlacht bei Mars la Tour giebt:

„Wir bauten ruhig Kraut und Rüben,
Wir saßen fest im Webstuhl d'rin,
Den Franzmann auch sah'n wir da drüben,
Anscheinend still, Oliven zieh'n;
Doch Kutschke glaubte nicht daran,
Und hat auch gar sehr wohl gethan."

Und als es nun in dem Gebüsche bei Saarbrücken herumzukrauchen begann, da ist er dann auch der Erste, an den sich der Kaiser, wie es naiv heißt, mit dem Auftrage wendet:

„Hör, Kutschke, ich vertraue dir,
Such du emal im Busch herum,
Ob's wirklich ist Napolium!"

Er hält denn auch sofort, ganz unbekümmert darum, ob es ihm aus dem Busche „mitralliös" entgegenknallt, seine Suche ab, und bringt nun seinen originellen Rapport:

„Bei Saarbruck, in dem Busch herum
Krauchť mit Lulu Napolium."

An Letzteren aber ergeht zugleich seine classisch gewordene Prophezeihung:

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm,
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei,
Mit seiner ganzen Kaiserei!"

eine Prophezeihung, deren volle Wahrheit Napoleon selbst ihm nach der Katastrophe von Sedan zugesteht, indem er da in einer Selbstbetrachtung, „Das Czarenlied" betitelt, wehklagt:

„Und läßt man mich laufen und läßt man mich frei,
Mit der Kaiserei, sagt Kutschke, ist's dennoch vorbei!"

So zufrieden nun Kutschke mit dieser schnellen Erfüllung seines prophetischen Wortes ist, so unzufrieden ist er jedoch mit der glimpflichen Behandlung des Kaisers, und kopfschüttelnd ruft er in seiner „Einsprache" aus:

„Das geht mir sehr im Kopp herum —
Auf Wilhelmshöh Napolium! —
Was hast du da auf's Schloß zu thun
Als Prisonjeh? — das frag ich nun.

„Mit Eklipaschen und Lakai'n
Ziehst du nun doch in Deutschland ein?
Das glaub ich, das gefällt dir so!
Das hat man von den Chassepo." —

Aber auch andere Stimmen vereinigen sich mit der seinigen ein anderes, höchst komisches Gedicht „St. Helena von 1870 oder Napoleon und die Berliner Gerichtslaube" will ihm diese höchstens als Aufenthaltsort angewiesen wissen, da kann er denn allenfalls einen kleinen Handel mit „der Tante Vossen" anlegen, aber am besten

„Sie sollen ihn behalten
Und Sie und Es dazu;" denn
„Wohin ihn exportieren?
Er ist zu sehr bekannt." —

Und so läßt denn ein Dritter an Kutschke selbst die Aufforderung ergehen:

„An's Herz leg' ich die Sache dir,
Sprich mit dem König, Füsilier!
Und sag', wie wir in Deutschlands Gau'n
Voll festen Zutrauns auf ihn schau'n."

Der König solle der Thränen seiner hochseligen Mutter, der Königin Louise, gedenken und erst in Paris Frieden schließen, trotz aller Einsprache der Franzosen, die dies für Barbarei ausschreien und mit ihrer Republik der Sache ein Ende zu machen denken. Indeß Kutschke sieht das schon lange ein:

„'Ne ganze Erbswurscht wett ich drauf,
Der Krieg hört in Paris erst auf;"

lautet der Anfang seines Manifestes an die Pariser:

Was nützt euch das Petroleum
Denn ohne den Napoleum

„Nun wollt mit Tiger, Panther, Leu'n,
Pariser, ihr uns Deutsche dräu'n?
Und alle Lampen pust't ihr aus,
Und glaubt, wir machen uns was draus.

„Was schreckt uns eure Republik?
Damit habt ihr bei uns kein Glück.
Es giebt bei euch, Parol Donnöhr,
Gar keine Republikaner mehr.

„Ich thu' euch hier vorweg schon kund:
Ninn muß das Elsaß in den Bund,
Eh geht der Frieden euch nicht auf,
Da wett ich meine Erbswurscht drauf."

Aber die Franzosen glauben weder ihm noch ihrem Landsmann, dem „politischen Nachtwächter von Paris", der jetzt wieder, wie in dem siebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen — denn er ist eine stereotype Person im Volksliede — bei jeder Stunde aus Verzweiflung über die Niederlage der französischen Waffen eine noch nie gehörte deutsche Wahrheit ausruft, und bei dem Rufe 12 nachdrücklich mahnt:

„All mein Wachen kann nichts nützen,
Ob wir fluchen, schreien, blitzen,
Jeder mach' sein Testament,
Denn Frankreich hat bald ein End."

Sie glauben es nicht, denn eine neue Hoffnung ist ihnen in Garibaldi aufgegangen, dem alten Feldherrn in der roten Bluse, der „von trügendem Wahn und Träumen betört" nun auf dem Schlachtfelde erscheint. Indeß Kutschke ist gleich bei der Hand, auch ihm den Staar zu stechen: er ruft ihm in einem anderen Manifest warnend zu:

„Was willst du, Garibaldi, nur
Bei der Regierung da in Tour?
Wer kann mir, frag' ich ernstlich nun,
Von Beiden jetzt am leidsten thun.

„Mischst du dir mit Menottilein
In solche faule Sachen rein!
Und die Franzosen schrei'n gleich aus:
Eh bien, nun sind wir schöne 'raus!

„Man still, dir und dem Kronensohn,
Euch werden wir's besorgen schon."

Und es ward besorgt, Paris ward eingenommen und Kutschke konnte bald sein prächtiges Einzugslied anstimmen:

„Da siehst du mir, da hast du mir,
Da hast du deinen Sieger!
Bonschur Paris! Betrachte dir
Nun den Barbarenkrieger.

„Der Einzugsschmerz, der Einzugsgraus
War mal nicht abzuwenden;
Der Deutsche will sich mal durchaus
„Entehren" nun und „schänden."

„Verlaß dir auf das Weltgericht
Und laß ihn einmarschieren.
Es ist das erste Mal ja nicht —
Warum sich denn so zieren?"

Und so zieht er mit Hurrah durch das Siegestor, wobei ihm mit einem Male beim Anblick des Louvre und der glänzenden Boulevards so „welthistorisch" zu Mute wird; „ja," ruft er aus:

„Das ist Paris! das ist der Lohn,
Nach dem ich alter Knabe
Mir nun sechs lange Monden schon
Gesehnt im Stillen habe.

„Das ist's! Nun freu' dir auch drauf los!
Genieß des Siegers Ehre!
Ich freu' mir ja — wenn ich man bloß
Bei Muttern wieder wäre!" —

Und so treuherzig wie hier Kutschke mitten in dem Siegesjubel seiner Sehnsucht nach der Heimat Ausdruck giebt, so treuherzig — dies sei zum Schluß noch erwähnt — kommt dies Gefühl auch noch öfter, namentlich in der sogenannten „Vorpostenpoesie", zum Ausdruck. So hören wir z. B. einen Berliner in einsamem Quartier auf einem Heuboden bei Metz melancholisch singen:

„Hier is et kalt und zucht och sehr,
Gewürme wimmelt um mich her,
Hier riecht et faul und moderig —
Mit eenem Wort:
Hier is et koderig!"

Dazu keine Cigarren, nicht mal ein Streichholz; es hieß wohl, es seien Liebesgaben gekommen aus der Fern, indeß zu ihm ist keine gekommen, er hat weder Glück noch Stern. Wer kann ihm da den Wunsch verargen:

„Ach wäre ick doch still zu Haus,
Un tränk' ne kühle Weiße aus!
Doch einsam hier verschmachten soll ich —
Ach wäre ick bei Muttern dort —
Mit eenem Wort:
Da wär' et mollig."

Und ein Anderer wieder, der in der Zeitung von den 1000 Fässern liest, die zu Hause bei jeder Siegesnachricht auf das Wohl der tapferen Krieger ausgetrunken werden, ruft in komischer Verwundrung aus:

„Ob mich der Teufel hole,
Dies Rätsel fass' ich nie:
Wir dürsten zu ihrem Wohle,
Auf unsers trinken sie."

Ja wir, die wir zu Hause über die großen Siege gejubelt, wir haben keine Ahnung, wie viel des Schweißes der Edlen sie gekostet. Und doch mit welchem Humor können sie noch über ihre bedrängnisvolle Lage poetisieren! Hören wir nur das Lied eines solchen poetischen Vorpostens: „Wie wir Metz erobern."

„Es ist eine schöne Jegend
Um diese Festung hier,
Und wenn's manchmal nicht rejent,
So sieht man was von ihr.

„Jewöhnlich rejents jräßlich,
Und jießt daneben her,
Und ist das Wetter häßlich,
Denn jießt es noch viel mehr.

„Man liegt auf Wiesenrändern
Im weiten Kreise rings —
Will man sich mal verändern,
So legt man sich nach links —

„Und kickt von einer Stelle,
Sechs Wochen lang ejal,
Hinüber auf die Wälle,
Hinunter in das Thal.

„Die Seife ward zur Mythe ....
Die Socken . . . ich verlor,
Das Einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

„Kurz dieser Heroismus
Is nich janz ohne Reiz.
Mich zieht der Rheumatismus
Für's Vaterland durch's Kreuz." —

Doch:

„Gott war mit Euch, er maß die Prüfungszeit,
Er gab Euch Kraft, den Kampf durch Sieg zu enden;
Er hat durch Euch die Brüder uns befreit,
Dank, dreimal Dank Euch stets aus unsern Händen!
Treu stand't Ihr, fest Ein Wall um's Vaterland,
Das deutsche Reich erkämpftet Ihr uns wieder;
Und heil'ge Treue, edle Freiheit, deutsche Lieder
Sind unsers Volkes bleibend Unterpfand."

Zu ihm aber, dem großen Führer, dem treuen König, dem allverehrten Kaiser, schallt es heute an seinem 80. Geburtstage aus allen Gauen des dankbaren deutschen Landes wieder eben so mächtig, als damals beim Beginn des Kampfes gegen den Erbfeind empor:

„Hör' an des Thrones Stufen
Das Vaterland heut' rufen:
Und wenn die ganze Welt voll Teufel wär',
An uns'rer Fahne steht's: „Vom Fels zum Meer." —
„Hoch Wilhelm, deutscher Kaiser, lebe hoch!" —

II.

Die dramatische Kriegslitteratur

von 1870—71.

1.

Die Dramen ernsten Inhalts.

Es war natürlich, daß man beim Beginne des Krieges, der als ein neues Attentat Frankreichs auf Deutschlands Freiheit erscheinen mußte, in die deutsche Vergangenheit zurückgriff und im Gedächtnisse des deutschen Volkes die Bilder der Schmach wieder aufleben ließ, die Frankreich so oft über unser teures Vaterland gebracht hat!

Da stand in erster Reihe Straßburg, das Ludwig XIV. einst mitten im Frieden — es war im September des Jahres 1681 — dem deutschen Reiche entrissen hatte. Die letzten Tage dieser freien deutschen Reichsstadt, die so lange der Hort deutschen Lebens, deutscher Sitte und deutscher Treue gewesen und so oft die feindseligen Angriffe des Westens auf das deutsche Land zurückgeschlagen hatte — die letzten Tage der altberühmten Stadt unseres Meisters Erwin von Steinbach hat uns Carl Biedermann, der Verfasser mehrfacher deutsch-geschichtlicher Schauspiele,*) in einer ergreifenden Tragödie: „der letzte Bürgermeister von Straßburg," vaterländisches Drama in 5 Akten (Leipzig, F. A. Brockhaus 1871) geschildert.

Der Held, des Thaten hier gepriesen werden heißt Dominic Diedrich, ein Bürger Straßburgs, der, in schwerer Zeit von den Zünften zum Ammeister berufen, die ganze Tugend eines deutschen Mannes einsetzt, um dem deutschen Reiche sein stärkstes Bollwerk gegen welsche Eroberungssucht zu

*) So noch „Kaiser Heinrich IV." (Weimar 1861), „Kaiser Otto III." (Leipzig 1863), die auf dem Großherzoglichen Hoftheater zu Weimar mit Beifall aufgeführt worden sind.

erhalten. Und der Feind, der seinen Sitz schon im Herzen der Stadt aufgeschlagen, um ihr mit heimlicher List die Lebensadern zu durchschneiden, Frischmann, der Resident Ludwigs XIV. — er stellt ihm selbst das schönste Zeugnis aus, wenn er nach einer Unterredung dem scheidenden Bürgermeister die anerkennenden Worte nachruft:

„Ein starrer Deutscher und ein feiner Kopf!
So lange seine Macht noch ungeschwächt,
Wird unser Plan auf Straßburg nicht gelingen.
Er meidet sorgsam alles, was uns Vorwand
Zum offnen Angriff böt', und was ich auch
Im Stillen unternahm, sein heller Blick
Sah's ahnend weit voraus und seine Klugheit
Kam ihm zuvor. Sein starker Wille hält
In Schrecken der Parteien wilden Kampf,
Hemmt unsrer Freunde Sieg und wehrt zugleich
Dem Uebermut der Zünfte uns zu reizen."

Diese Worte versetzen uns zugleich mitten in die schwierigen Verhältnisse der bedrängten Stadt, die zu beschwören der edle Diedrich alle seine Kräfte aufgeboten. Doch vergeblich ist sein Bemühen, den alten Hader, der seit Jahrhunderten die Zünfte von den patrizischen Geschlechtern der Kaufmannschaft getrennt hält, im Angesichte der allgemeinen Not wenn nicht zu versöhnen, doch wenigstens verstummen zu machen und so den Feind, der durch diese Zwietracht von Straßburgs Bürgern gerade zu siegen hofft, um seinen Raub zu betrügen. Frischmanns Lockungen sind bei den Geschlechtern, die von einer Einverleibung ihrer Vaterstadt in das mächtige Nachbarreich einen neuen Aufschwung ihres darniederliegenden Handels erhoffen, auf fruchtbaren Boden gefallen; denn

„Nachbar" —

ruft einer von ihren Repräsentanten nur allzubezeichnend aus —

„sag' mir einer, was er will:
Geschäft bleibt doch Geschäft und geht vor allem!" —

Und während auf dieser Seite der Egoismus und mit ihm zugleich der Haß gegen die Zünfte, die im Rate von Straßburg die Obmacht haben, der welschen Sache Vorschub leisten, da hat einen andern, ja gerade einen guten Bürger Straßburgs, den Syndikus Obrecht sein Patriotismus in die Netze des schlauen Residenten geführt. Er ist überzeugt, daß Straßburg verloren sei; seit Jahrzehnten schon sieht er seine Vaterstadt, „wie ein klein Getier von einer Riesenschlange, in immer enger pressender Umschlingung“ von Frankreich bis zum Tode bedrängt; aber noch, glaubt er, sei es Zeit zum Vorteil des Ganzen die Freiheit um einen guten Preis loszuschlagen.

Doch der Deutsche, der hier den ehrlichen Pfad — wie er wähnt — in guter Absicht verlassen und allen Mahnungen des edlen Diedrich, nicht geheime Wege zu gehen, wie die von den Geschlechtern, denn

„Das ist nichts Gutes, was das Licht muß scheun,
Und mit gerechtem Haß brandmarkt das Volk,
Die so im Dunkeln schleichen, als Verräter!“ —

sein Ohr verschlossen, er muß zu spät die alte Wahrheit erkennen, daß dem Deutschen alles andere wohl gelungen, doch niemals der „gallische Sprung“ — wie unser Schiller es treffend bezeichnet hat. Frischmann hat ihn, wie Obrecht es zuletzt selbst befürchtet, nur als Werkzeug gebraucht, um den Widerstand der Bürger durch Parteiungen zu lähmen; jetzt, nachdem ihm dies gelungen, da zieht er sein erstes Angebot, mit dem er Obrechts Gewissen zu bethören verstanden, zurück, und dieser, der die ihm persönlich in Aussicht gestellten hohen Ehren für den Verrat seiner Vaterstadt mit dem Ausrufe der Entrüstung zurückweist:

„Wann gab ich jemals Euch das Recht, so niedrig
Von mir zu denken, daß um meinen Vorteil
Die Freiheit Straßburgs mir verkäuflich sei?“

muß es sich nun sagen lassen:

„Das nennt Ihr „niedrig denken“, wenn ich Euch
Als klugen Mann taxiere? Sei'n wir offen!
Ein jeder dient, indem er einem Ganzen
Zu dienen scheint, zuletzt doch nur sich selbst.
Ihr wollt den Vorteil Eurer Stadt, wie ich
Den meines königlichen Herrn und Frankreichs.
Ihr hofft dadurch auf Ansehn hier in Straßburg,
Ich in Paris und am Versailler Hof.
Gut! Ich verbürg' Euch nochmals hier mein Wort:
Sobald durch Euch wir Meister sind von Straßburg,
Setzt Euch der König zum Präfekten ein.
Und für die Stadt — ist's nicht der Ehre g'nug
Wenn sie des großen Königs Eigentum,
Wenn sie ein Teil wird jenes schönen Frankreichs,
Deß Waffenruhm und heller Geistesglanz
Die ganze Welt bezaubert und bezwingt?“

So denkt welsche Tücke! doch Obrecht, dem es jetzt wie Schuppen von den Augen fällt, entgegnet im Gefühle seiner wiedergewonnenen Würde:

„Herr Resident! Vergebt ein freies Wort!
Der Deutsche mißt mit einem andern Maß
Das Glück der Völker und der Bürger Wohlfahrt.
Drum sag' ich Euch und muß es wiederholen:
So lang' Ihr uns nicht sichre Bürgschaft gebt
Für unsre Sprach' und unser heimisch Recht,
Für ein selbständig Regiment der Stadt,
Vor allem für der Väter alten Glauben,
Kann ich die Hand nicht bieten zum Vergleich!“

Aber die Zeit des Unterhandelns ist vorüber; Frischmann weiß sehr wohl, wie es in der Stadt bestellt ist, und vergeblich ist daher Obrechts Hinweis auf den heldenmütigen Widerstand, den Straßburg einst 30 Jahre lang den Spaniern, den Franzosen und den Schweden geleistet, und noch weniger läßt er sich durch die Drohungen mit der Rache des deutschen Reichs einschüchtern; schneidend entgegnet er:

„Der Reichstag, statt zu handeln, unterhandelt,
Ihr wißt es ja, schon in den vierten Mond.

Inzwischen haben meines Königs Truppen
Ringsum die Stadt umstellt und schneiden ihr
Von allen Seiten her die Zufuhr ab.
Noch kurze Frist, und ohne Schwertstreich muß
Sich Straßburg uns um jeden Preis ergeben."

Obrecht aber, meint er, könne nicht mehr zurück; den Patrioten sei er längst verdächtig und darum verloren, wenn er mit Frankreich brechen wollte. Aber wie schwierig für diesen auch die Lage geworden ist, nicht zum zweiten Male läßt er sich in seinem Pflichtbewußtsein durch die gleisnerischen Worte des Franzosen trüben, sondern mit edler Resignation antwortet er:

„Mag ich verloren sein, weil ich zu viel
Euch hab getraut. Doch soll die Bürgerschaft
Zum mindsten nicht durch mich betrogen werden."

Er will das Geschick der Stadt, sowie seines Freundes Diedrich teilen und durch um so größere Treue sühnen, was er in gutem Glauben an beiden gesündigt hat. Doch seine Umkehr kommt zu spät! Während er im Hause des Residenten sich von neuem der deutschen Sache geweiht, da haben die Zünfte in einer stürmischen Ratssitzung den Beschluß durchgesetzt:

„Wer nur von Uebergabe spricht an Frankreich,
Wird ausgewiesen, und sein Gut verkauft
Zum Besten von der Stadt gemeinem Säckel.
Wer aber überführter Maßen gar
Darob verhandelt hat, mit wem's auch sei,
Der stirbt durch Henkers Hand, und seine Sippschaft
Sei aus der Stadt verbannt für alle Zeiten."

Vergebens hat Diedrich seine warnende Stimme erhoben, nicht die finstern Geister der Zwietracht wieder wach zu rufen und die Furcht zur Herrin der Stadt zu machen; ja er muß selbst, um dem Vorwurf der Teilnahme an dem Verrate seines Freundes Obrecht zu entgehen — den „Blitzstrahl entfesseln," der die schuldigen Häupter treffen soll, doch auch — so sagt

es ihm sein vorschauender Geist — die Stadt selbst in Flammen setzen wird. Und nur zu schnell erfüllt sich, was er befürchtet! Von Wolfram, dem Heißsporn der Partei der Zünfte geführt, dringen die Bürger mit den Stadtknechten gewaltsam in die Wohnung des französischen Gesandten, um Obrecht, den sie im Rate vermißt haben und hier vermuten, gefangen zu nehmen; wohl finden sie, den sie gesucht, haben aber damit zugleich den „heiligen Bann des Völkerrechts" gebrochen und, wie wir schon oben aus Frischmanns Munde vernommen, diesem eine willkommene Gelegenheit geboten, nunmehr die „Maske der Schonung" abzuwerfen und auch seinerseits Gewalt anzuwenden. Zwar mahnt ihn Diedrich, der sofort zu ihm geeilt, um ihm für jene That, die nur die blinde Wut eines thörichten Partei-hasses verübt, in vollem Maße Genugthuung zu bieten: wenn er Obrecht, wie er es annehmen müßte, retten wolle, so möge er von jeder Drohung mit Gewaltmaßregeln Abstand nehmen; doch nur zum Scheine giebt er nach, denn so sagt er sich:

„Sein Tod mehrt die Verwirrung,
Die Spaltung in der Bürgerschaft, den Haß
Der Einen und den Uebermut der Andern;
Der klugen Mäß'gung, die, nach allen Seiten
Zum Frieden mahnend, jedem Ausbruch wehrt,
Nimmt er das Scepter aus gelähmter Hand
Und setzt auf ihren Thron den wilden Schrecken,
Das blutige Gespenst, vor dem der Bürger
In seinem Haus, in seiner Werkstatt zittert,
Dem zu entflieh'n, kein Opfer ihm zu groß,
Auch nicht die Freiheit seiner Stadt! — Wenn dann
Die Angsterfüllten einen Retter suchen,
Der sie beschütze vor des Pöbels Wut,
Dann sind wir da; dann einen letzten Druck,
Und Straßburg legt sich selber uns zu Füßen."

Aber dieselben Gedanken hat auch der wachsame, scharfsinnige Diedrich im Rate der Dreizehn, die über Obrecht zu Gericht sitzen und einstimmig seinen Tod verlangen, entwickelt und seine nachdrückliche Rede mit den ergreifenden Worten geschlossen:

„O, daß ich reden könnt' mit Engelszungen!
Daß ich's vermöchte, den unsel'gen Groll
Hinweg zu tilgen, der im Innern nur
Den Gegner sucht, im Sohn der eignen Heimat,
Der diesen nur zu treffen eifrig ist,
Und nicht bedenkt, wie er dabei das Herz
Der Mutter aller, unsrer Stadt zerfleischt!
O, wär't Ihr einig, unbezwungen ständen
Wir fest im Kampfe gegen Ludwigs Heer,
Und gäben so ein Beispiel allen Zeiten,
Wie tapfrer Bürger todesmut'ge Eintracht
Die Stadt dem Reich erhielt, das sie verließ,
Und jenem Mächt'gen siegreich widerstand,
Dem sich Europas Fürsten sklavisch beugen.
So geht noch einmal denn mit Euch zu Rate!
Denkt Eures Eides! denkt an unsre Stadt,
Die schwerbedrohte! Denkt an Deutschlands Völker,
Die zwischen Angst und Hoffen auf uns schau'n!
Und lenke Gott zum Rechten Eure Herzen!"

Und diese Worte haben in der That die Leidenschaftlichen besänftigt und gerührt: schon will man diesmal noch die Milde walten lassen; da wird von Frankreichs Abgesandten ein Schreiben überbracht, in dem er den Angeklagten in seinen Schutz nimmt und gebieterisch verlangt, daß er ihm frei und ledig ausgeliefert werde, wobei er zugleich im Weigerungsfalle für den ihm angethanen Schimpf mit dem schwersten Zorne seines Königs droht. Nun ist alle Mäßigung dahin. „Aus Furcht widerrufen, was wir kaum beschlossen, was fehlt dann noch zu unsrer Unterwerfung?" — so lautet nun die Losung, und Obrechts Urteil ist gesprochen. —

„So büß' ich denn durch das, was ich gefehlt!
Denn in dem einen fühl' ich selbst mich schuldig,
Daß meiner Klugheit ich zuviel vertraut,
Des Franzmann's boshaft tück'sche Hinterlist
Zu leicht gewogen Nun, da mir's mißglückt,
Hab ich dem Feinde Waffen selbst bereitet,
Verwirrung in die eignen Reih'n gebracht,
Und so das Schlimme schlimmer nur gemacht.

Das ist's, was schwer mich drückt, und was die Strafe,
Die ich als ungesetzlich sonst verwerfe,
Mich als gerechte Sühne läßt empfah'n" —

Das ist das reuige Geständnis, das der Verurteilte in einer tiefergreifenden Abschiedsscene vor seinem ebenso tiefbekümmerten Freunde Diedrich ablegt, der in Obrechts Schicksal nur den Spiegel seines eigenen sieht. Als Jünglinge haben sie oft geträumt

„Einst Seit' an Seit' den Heldentod zu sterben
Für Straßburgs und des Deutschen Reiches Freiheit!
Jetzt reichen wir zum Abschied uns die Hände,
Euch tötet Straßburgs düsteres Verhängnis,
Und ich muß leben, seinen Fall zu seh'n."

So klagt der Edele! Da ist es aber nun an dem sterbenden Freunde den Verzweifelnden noch einmal aufzurichten:

„Noch gebt nicht alles auf!" —

so redet er auf ihn ein —

„Versucht's noch einmal,
Das Reich aus seiner feigen Ruh zu reißen!
Vielleicht, daß dieses blut'gen Schauspiels Ernst
Den deutschen Fürsten Straßburgs Todeskampf
Und ihrer eignen Trägheit Schmach enthüllt." —

Dies Wort dringt wie ein letzter Hoffnungsstrahl in Diedrichs Brust und schon der Morgen des nächsten Tages findet ihn auf dem Wege nach Frankfurt, wo der deutsche Reichstag damals seine Unterhandlungen mit dem Gesandten Ludwigs XIV. führte. Doch welch' eine Enttäuschung wartet hier seiner! Hören wir, wie er selbst nach seiner Rückkehr den Freunden seine Erlebnisse berichtet — es ist dies ein treffendes Gemälde der damaligen Zustände in dem heiligen **römischen** Reiche, das uns durch seinen Kontrast die Größe unserer heutigen Zeit und ihrer Männer, die jene alte Schmach gerächt und uns ein **deutsches** Kaisertum geschaffen, in einem neuen Lichte erscheinen lassen wird!

„Mit fieberhafter Eile trieb mich fort
Des blut'gen Morgens fürchterliches Schauspiel,
Das mir gespenstergleich im Rücken folgte" —
(— er spricht von Obrechts Hinrichtung —)
„Mich jagte vorwärts heiße Ungeduld
Nach rascher Wiederkehr, da ich in Not
Euch hier verlassen wußte. Oftmals fühlte
Das Roß des Reiters Sporn. Doch wie ich auch
Das keuchende zu stärkerm Laufe trieb,
Zu Rüste ging der dritte Tag, bevor ich
Einritt in's Thor der alten Kaiserstadt.
Dort, in der Herberg', wo ich eingekehrt,
Vernahm' ich, daß am nächsten Tage just
'ne große Auffahrt der Gesandten all'
Sei angesagt. Hochwicht'ge Dinge ständen,
So hieß es, zur Beratung. „Heida," dacht' ich,
„Eilt die Erfüllung diesmal unsern Wünschen
So ungehofft voran? — Warum auch nicht?
Ist doch so himmelschreiend unsre Not,
Daß auch die taubsten Ohren sie erschließen,
Die kältsten Herzen sie erweichen müßte,
Um wie viel mehr die ersten uns'res Volk's,
Die sich des Reiches feste Säulen nennen!"
So, froher Hoffnung voll, entschlummert' ich,
Und, sanft gewiegt von Träumen bess'rer Art,
Als die seit lange mich allnächtlich quälten,
Dazu ermüdet von dem harten Ritt,
Schlief ungestört ich bis zum hellen Morgen. —
Da weckte mich der Kutschen laut Gerassel
Und der Trabanten Ruf. — Ich flugs zum Römer,
Allwo der Reichstag seine Sitzung hält.
Drei lange bange Stunden harrt' ich dort,
Die Seele schwankend zwischen Furcht und Hoffnung.
Doch end'lich war die Sitzung aus, es kamen
Die Trepp' herabgestiegen die Gesandten,
Bald paarweis, bald zu dreien, heftig sprechend,
Und in den Mienen noch des Kampf's Erregung.
Ich wußte nicht, was thun. Da sah' ich den
Von Durlach, wißt Ihr, der oft hier verkehrt,
Den trat ich an und frug ihn: „Lieber Herr,
Wie steht's? Ich bitt' Euch." „O, vortrefflich," sagt er,
„Wir haben's durchgesetzt." „Nun Gott sei Dank!"

Erwidert' ich. „Ja," hub er wieder an,
„Es war ein harter Strauß, doch unsre Seite
Hat triumphiert." — „Nun freilich," sagt' ich drauf,
„Euch geht die Sach' auch mit am nächsten an,
Denn, wären wir bezwungen, käm' an Euch
Die Reih' zuerst." — Da sah der Mann mich so
Verwundert an, als ob ich türkisch spräche.
Ich, noch nichts Arges denkend, fragte weiter:
„Nun, und mit wieviel Regimentern wird
Man uns zu Hilfe kommen, und bis wann?"
Jetzt aber zog des Mannes Angesicht
Sich in die Läng', und stotternd fing er an:
„Ja ich versteh' Euch nicht — was meint Ihr denn?"
Da schoß es mir auch blitzschnell durch's Gehirn
Von banger Ahnung schwärzesten Gedanken;
Ich fühlte, daß ich blaß ward; kalter Angstschweiß
Bedeckte meine Stirn; es stockte mir
Die Zung' im Mund, als ich zurück ihm gab:
„Um Gott, wovon war denn die Frage drinn?"
„Nun", sagt' er, wieder lächelnd, und die Rede
Floß ihm vom Mund, wie Honig. „Wißt Ihr's nicht?
Der alte Streit, der viele Jahre schon
Den Reichstag spaltet — heut' ward er entschieden.
Von heut' an dürfen wir, die fürstlichen
Gesandten, gleich den kurfürstlichen, auch
Auf roten Stühlen sitzen und auf Gold
Uns Speis' und Trank bei Tisch kredenzen lassen."
Und dabei schaut' er so vergnüglich drein,
Als sei das Reich aus großer Not gerettet.
Mir aber ward so weh' um's Herz, so weh';
Es wankten mir die Füße unter'm Leib,
Daß ich mich halten mußt', um nicht zu sinken.
„Herr Gott im Himmel!" — brach ich endlich los,
„Ist das ein Reichstag Deutscher Nation,
Wo man um solche Kindereien streitet,
Dieweil des Reiches bestes Bollwerk, Straßburg,
Um Hilfe schreit aus seiner tiefsten Not?"
„Ich bitt' Euch," rief er, „macht kein Aufseh'n hier!"
(Ich hatt' so laut geschrieen vor Entrüstung,
Daß sich die Leute um uns sammelten)
D'rauf ließ er mich mit kurzem Bückling steh'n
Und schlüpfte aalgleich durch die dichte Menge.

Mir aber half ein wack'rer Bürgersmann,
Der sah, wie mir die Glieder zitterten,
Mitleid'gen Sinnes heim zu meiner Herberg'. —
Als meiner selbst ich wieder mächtig war,
Da rafft' ich mich noch einmal auf und ging
Zum kaiserlichen Prinzipalgesandten,
Dem ich mein schwergepreßtes Herz erschloß;
Der hörte mich teilnehmend an und sprach:
„Ihr habt geseh'n, wie hier die Dinge steh'n!"
„Ja wohl," erwidert ich, „ich hab's gesehn!"
„Versuchen will ich's, Euch das Wort zu reden,
„Doch bauet auf des Reiches Hilfe nicht!
Verläßt das Reich doch seinen Kaiser selbst
Im harten Kampfe mit den wilden Horden
Des gräulichen Islam, die der König Frankreichs,
Der sich den „Allerchristlichsten" benennt,
Heimtückisch hetzt auf's Haupt der Christenheit!
So geht und sucht Euch, wie Ihr könnt, zu retten!
So ging ich denn, ließ flugs mein Roß mir satteln,
Ritt heimwärts über'n Rhein ohn' Aufenthalt —
Und also, lieben Freunde, bin ich hier." —

Aber noch trauriger als draußen im Reiche haben sich während seiner Abwesenheit die Verhältnisse in Straßburg selbst gestaltet! Obrechts Tod hat — wie Diedrich es vorausgesehen — Schrecken in der Bürgerschaft verbreitet und nur die hochverräterischen Pläne der Geschlechter gezeitigt; ihr Werk ist es, daß der Rat auf Frischmanns Ansinnen den selbstmörderischen Beschluß gefaßt und bereits ausgeführt hat, die schweizerischen Truppen, die die Stadt bisher zu ihrem Schutze besoldet, zu entlassen; und damit hat denn auch die Stunde des heimtückischen Ueberfalls geschlagen, den die Franzosen lange schon auf die jetzt nur noch von einer schwachen Besatzung verteidigten Rhein-Schanze, den Schlüssel zu Straßburgs Thoren geplant. Doch so niederschmetternd auch diese Nachrichten lauten, die den Zurückgekehrten zu Hause empfangen und ihm das Ende ihrer Freiheit zu verkünden scheinen, des edlen Meisters Wahlspruch lautet hier wie immer:

„Nichts ist unmöglich festem Mannesmut,
Der alles freudig an das Höchste setzt" —

damit waffnet er sich und seine Freunde, und zieht an ihrer Spitze dem eindringenden Feinde mit dem begeisternden Schlachtrufe entgegen:

„Wohlan denn, Freunde kommt, daß diesen Welschen
Wir zeigen, wie ein deutscher Bürger ficht,
Wenn er zum Kampfe zieht für Weib und Kind,
Für seinen Heerd und seine Vaterstadt!
Der Uebermacht des Feindes werfen wir
Furchtlos die tapfre Männerbrust entgegen,
Und unsre Losung sei: „Straßburg und Deutschland."

Aber so mutig er auch kämpft, ein Streifschuß am Arme nötigt ihn alsbald in die Stadt zurückzukehren, und hier harret seiner schon das letzte, schwerste Geschäft, das er als Bürgermeister von Straßburg noch vollziehen sollte: es gilt im Rate Antwort zu erteilen auf das jüngste Schreiben des französischen Residenten, der nun, nachdem die Truppen seines Königs vor den Thoren der Stadt erschienen sind, von den bedrängten Bürgern verlangt, sie sollen sich alsbald der Gnade Ludwigs freiwillig unterwerfen; sonst werde die Stadt mit Sturm genommen und nach dem strengen Rechte des Siegers behandelt werden.

„Ich hab daheim ein Weib — kein beßres giebts,
Ich hab 'ne Tochter, meines Herzens Wonne,
Und Geld und Gut die Füll; doch alles geb' ich
Mitsamt dem eignen Leben freudig hin,
Kann ich die treue Vaterstadt erretten" —

mit so ergreifenden Worten mahnt er von neuem im Rate die welsche Forderung zurückzuweisen und Straßburg bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Aber von den Geschlechtern tönt ihm der Hohn zurück:

„Man weiß es, daß Ihr gern den Römer spielt,
Doch sind wir hier in Straßburg nicht in Rom." —

Doch auch jetzt giebt er noch nicht die letzte Hoffnung auf; er appelliert von dem Rate an die Bürgerschaft selbst, die sich auf seinen Ruf mittlerweile auf dem Markte versammelt hat. Vergebens! Auch hier haben Verrat und Feigheit die Reihen der Wackern bereits gelichtet, zumal der Schreckensruf in ihre Mitte dringt, die Feinde hätten schon die Schanzen genommen und dringen stürmend auf die Thore. Aber, obwohl das Verhängnis damit besiegelt ist, Diedrich läßt sich nicht dazu bewegen, dem Sieger entgegenzugehen und die Stadt der Gunst des neuen Herrschers zu empfehlen.

„Thut, was Ihr dürft! Mir aber sinnt nicht an" —

ruft er den auf ihn eindringenden Patriziern entgegen —

„Daß unsre Schmach ich durch mein Wort besiegle,
Ich hab' mein Amt mit Ehren stets geführt,
Und nicht in Schanden will ich's enden lassen.
Hier geb' ich's auf."

Und damit legt er seine Amtstracht nieder — seine Amtskette, die „einst Ehrenschmuck, jetzt nur noch ein Sinnbild der Sklavenkette sei, die die alte Freiheit Straßburgs an Ludwigs Thron anschmieden soll;

„Hinweg" — ruft er — „wie Feuer brennst Du meinen Nacken!" —

So handelt er, ein echter deutscher Mann und bewährt damit den Ausspruch des alten Horaz:

„Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida."

„Wer, Gutes vollbringend, männlich beharrt im Sinn,
Kein Bürgeraufruhr Böses Verlangender,
Kein grimmes Drohn im Herrscherantlitz
Rückt ihm den felsigen Mut" —

denn auch in dem letzten Kampfe, der ihm noch vorbehalten ist, bleibt er sich selbst treu: er verwirft die königliche Gnade

Ludwigs um den Preis, seinen alten Glauben abschwören zu müssen, was alsbald nach der Besitzergreifung Straßburgs durch die Franzosen von den arg enttäuschten Bürgern verlangt wird — verlangt im Namen „des allerchristlichsten Monarchen," dessen „Unterthanen, wie gleich an Lieb' zu ihm und an Gehorsam auch eines sollen sein in seinem Glauben", und auf dessen Befehl denn auch sofort der Bischof von Fürstenberg von dem heiligen Dome, dem vielbesungenen, ehrwürdigen Münster, der so lange hier an der äußersten Westgrenze des deutschen Reiches ein Hort der Reformation gewesen war, Besitz ergreift. Diedrich läßt sich nicht dazu bewegen; nicht ein Beispiel zum Abfall, wie man von ihm verlangt, will er der Bürgerschaft, die er bisher geleitet, geben, nein, ein Beispiel von der deutschen Treue, die für den eigenen Glauben lebt und stirbt: er läßt sich getrosten Herzens abführen nach Paris, wo seiner — er weiß es — ew'ge Kerkerhaft, wenn nicht noch Schlimmeres wartet. — So schmachvoll daher auch Straßburgs, der alten freien deutschen Reichsstadt Fall gewesen, so leuchtend ist doch andrerseits das Beispiel, das sein letzter Bürgermeister für alle Zeiten deutschen Männern für Stunden der Gefahr gegeben, und erhebend ist sein letztes Wort, das er bei seinem Scheiden aus der Heimat „gleich dem Vermächtnis eines Sterbenden" seinen zurückbleibenden Freunden an's Herz legt:

„Es kommen schwere Zeiten über Straßburg
Wie über Deutschland, doch sie werden enden;
Mir sagt's mein Geist. Dereinst erscheint der Tag,
Wo Deutschland sich erhebt vom tiefen Falle.
Wenn erst das Volk in eig'ner Kraft sich regt,
Wenn erst der Bürger sich mit vollem Herzen
Anschließt an's Ganze, wenn Gering und Vornehm
Den gleichen Tod für's Vaterland nicht scheu'n —
Dann schickt uns Gott wohl einen Fürsten auch,
Der diese Schmach, die jetzt uns knirschen macht,
Von uns hinwegnimmt, jenen stolzen Adler,
Den heut' wir vor den Lilien sinken sah'n,
In neuem Glanz zur Sonne fliegen läßt,
Und wenn sich Deutschland jetzt vor Frankreich beugt,

Die Zeit wird kommen, wo ein fränk'scher Herrscher
In seinem Schloß am fernen Seinestrand
Vor Deutschlands junger Heldenkraft erzittert.
Drum haltet fest an Deutscher Sitt' und Sprache,
An Eurer Väter Glauben haltet fest!
Das and're haben wir nicht retten können,
Dies kann uns niemand rauben. Bleibet Deutsche
In Eures Herzens stillem Heiligtum!
Und lehre jeder seine Kinder auch,
Und seine Kindeskinder, auszuharren,
Auf daß, wenn einst der Tag der Freiheit kommt,
Auch die verlor'nen Söhne wiederkehren
Mit alter Treu' ins alte Vaterhaus!"

So verläßt er gestärkt durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft seine Heimat; seine Freunde aber rufen ihm tiefbewegt den Scheidegruß nach:

„So schließt eines fränk'schen Kerkers Grab
Den edelsten von Deinen Söhnen ein —
Nicht retten konnt'st Du ihn, so räch'. ihn Deutschland!" —

Und

„Er ist gerächt! Und ich auch bin gerächt
Für all' den blut'gen Schimpf, den ich so lange
Von dieser Welschen Uebermut erlitt", —

mit solchen Worten läßt der Dichter in einem Epiloge die Mutter Germania auftreten und in kurzen, markigen Zügen die Großthaten des deutschen Volkes von 1870—71 schildern, während gleichzeitig auf dem Münsterturme, an dessen Gemäuer einst eine deutsche Hand die prophetischen Worte geschrieben:

„Deutscher Geist erbaute Dich,
Deutsche Herzen lieben Dich,
Deutsche Hände holen Dich!" —

die deutsche Fahne erscheint, die sie mit den Worten begrüßt:

Ich seh' des alten Meisters Erwin Geist,
Der lange trauernd sich von hier gewandt,
Versöhnt und lächelnd wieder niederschau'n
Von jenes Münsters Spitze, die fortan
Des Deutschen Adlers sieghaft Zeichen schmücke." —

So schließt diese Tragödie, die auf dem schwarzen Hintergrunde geschwundener Zeiten der deutschen Treue ein Denkmal errichtet, auf welches eine neue schönere Morgenröte deutscher Größe ihre weihenden Strahlen herniedersendet — eine dramatische Gabe, die zu dem Besten gehört, was uns das große Jahr 1870/71 auf dem Gebiete der Kriegslitteratur gebracht hat. —

Doch wir können von dieser Dichtung nicht Abschied nehmen, ohne noch mit einem kurzen Worte eines zärtlich liebenden Paares gedacht zu haben, das nach seiner Denkungsweise sowohl wie nach seinem Schicksal in Schillers Max und Thekla sein leuchtendes Vorbild gefunden hat.

Es ist des unglücklichen Obrechts edler Sohn Walther und seines Freundes Diedrich züchtiges Töchterlein Gertrud, die soeben den Herzensbund geschlossen, als des Vaters nicht unverschuldetes Schicksal auch der Kinder sonniges Glück umdüsterte und mit rauher Hand „wieder von einander trennte, was Natur", wie Diedrich sagt, „untrennbar fest geeint zu haben schien." Aber wie ihre treue Mutter mit ihrem Gatten freudig das Loos französischer Gefangenschaft teilt, so weicht auch sie nicht von der Seite ihres Geliebten, als dieser für die Freiheit derselben Stadt, die soeben ihm durch ein schreckliches Blutgericht den Vater entrissen und sein Dasein zerstört hat — „o edle Rache einer großen Seele" — sein Leben opfern will, sondern sie folgt ihm in den Kampf mit den Worten:

„O nimm mich mit auf Deinen Heldengang!
Ich reiche Dir die Kugel in den Lauf.
Der Himmel ist uns gnädig: er vereint
Noch einmal uns, und wär es auch im Tode."

Und:

„Der Tod ist milder als das Leben war;
Er einet sanft, was jenes rauh geschieden:
Zwei Kugeln fanden ihren Weg zugleich
In ihre beiden eng verbundnen Herzen!" — *)

*) Außer obigem Stücke ist noch ein zweites Drama im Jahre 1871 erschienen, das den Raub des Elsasses behandelt: „O Straßburg, du wunderschöne Stadt!" vaterländisches Stück in 5 Akten von Emil Hildebrandt,

Zu dem schmachvollen Falle Straßburgs im 17. Jahrhundert bildet nun eine nicht weniger ergreifende Parallele jener Krieg am Anfang unsrer Tage, den uns die Geschichte

das aber dem Verfasser erst nachträglich bekannt geworden, so daß er es hier nicht mehr in die vorliegende Besprechung hineinziehen konnte. Der erste Akt spielt noch im Jahre 1678 zu Versailles, am Hofe Ludwig XIV., wo der Verrat gegen Straßburg gesponnen wird; die vier folgenden stellen uns dann die Verhältnisse in Straßburg selbst dar und den Untergang seiner Freiheit im Jahre 1681. — Außerdem ist derselbe Stoff in den Kriegsjahren auch im Romane mehrfach verarbeitet worden; so von Heribert Rau, der den Raub des Elsasses und die Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV. in seinem „Deutschlands Kassandra" betitelten Werke (Stuttgart 1871) behandelt hat; die „Kassandra" ist hier die Frau des damaligen Bürgermeisters von Heidelberg, die in Visionen das traurige Geschick ihres Vaterlandes voraussah und den Ihrigen verkündete. Hierzu hat Schmidt-Weißenfels das Gegenstück die Wiedergewinnung des Elsasses in seinem „Straßburg, einem historischen Romane aus der Gegenwart" (Berlin 1871) geliefert, wobei er auf treffende Weise uns die drei Volkstypen, die in dem alten Reichslande zusammentreffen, den Deutschen, den deutsch gebliebenen Elsässer und den Franzosen in dem Rahmen eines Familiengemäldes vorzuführen versteht.

Ein Franzose Besson nämlich hat eine reiche elsässische Patriziertochter in Straßburg geheiratet, die aber im Gegensatze zu ihm in ihrem innersten Wesen grunddeutsch geblieben ist. Von ihren beiden Kindern neigt der Sohn Henry zu den Anschauungen des Vaters, die Tochter dagegen, ein treues Ebenbild ihrer Mutter, reicht einem deutschen Kaufmanne Völker ihre Hand, der damit Teilhaber des väterlichen Geschäftes wird. Der Krieg bringt nun diese so verschieden denkenden Familien-Mitglieder, die indes bis dahin nur in friedlichen Diskussionen, wenn Schwiegervater und Schwiegersohn die Vorzüge ihrer Nationalität gepriesen, ihren Gefühlen Luft gemacht, in den tragischsten Konflikt mit einander: denn Völker folgt als deutscher Reserve-Offizier mit voller Zustimmung seines treuen Weibes dem Rufe seines Vaterlandes und muß schließlich die Stadt, die seinen häuslichen Heerd umschließt, mitbelagern helfen. Doch Besson hat die Seinen noch bei guter Zeit nach Basel in Sicherheit gebracht, ihn selbst aber, der nichts weniger als deutsche Siege erwartet hatte, ihn hat sein feuriger Patriotismus nicht mehr zu Hause gelitten: er ist mit seinem Sohne der Führer eines Franktireurs-Korps geworden und leitet selbst den nächtlichen Ueberfall auf eine deutsche Vorpostenkette, die sein eigener Schwiegersohn befehligt. Doch das Schicksal bewahrt ihn gnädig vor der schrecklichen That eines Verwandtenmordes. Zwar sinkt Völker schwerverwundet im Kampfe mit der Uebermacht

selbst mit dem Namen des „unglücklichen" so traurig gekennzeichnet hat. Er war es denn auch an zweiter Stelle, an welchen die dramatische Muse das deutsche Volk teils in älteren Schöpfungen, wie z. B. in Gottschalls patriotischem Trauerspiele „Ferdinand v. Schill", das in jenen bewegten Julitagen des Jahres 1870 auf Deutschlands Bühnen vielfach aufgeführt wurde, gemahnte, dann aber stellte sie auch in Neubildungen an ihm ein warnendes Beispiel dafür auf, welches Schicksal im Falle eines neuen Sieges des französischen Cäsaren unser harren würde, jedoch nicht ohne dabei zugleich an die glorreiche Erhebung des deutschen Volkes zu erinnern, das gerade in dieser schweren Zeit zu dem Bewußtsein seiner nationalen Kräfte erstarkte und in einmütiger That das Joch der napoleonischen Knechtschaft so ruhmvoll von sich abschüttelte. —

Solche Gedanken sind es, die der Dichter W. Fricke in seinem dreiaktigen Drama „Das eiserne Kreuz" in unsrer Seele erweckt, wenngleich das harte Schicksal, das hier dem

zu Boden: doch eine rechtzeitige Erkennung setzt den Vater Besson in den Stand, den geliebten Mann seiner Tochter aus dem Gemetzel zu retten; er selbst aber fällt am folgenden Tage tapfer fechtend gegen die Deutschen, die zur Rache für den hinterlistigen Mord ihrer Kameraden seine Truppe verfolgt und umzingelt haben. Henry, der an der Seite seines Vaters verwundet ist, verdankt nur der Fürbitte seines Schwagers sein Leben, auf dessen Wunsch sie beide darauf nach Basel gebracht werden, wo sie im Schoße ihrer Familie unter der zärtlichen Pflege von Mutter und Gattin nach langen bangen Wochen von ihren Wunden genesen. Und während der Sohn nun, der sich mit den veränderten Verhältnissen in seiner Vaterstadt nicht versöhnen kann, in dem Paris seines gefallenen Vaters seine Ruhe und sein Glück aufsucht, da haben Mutter und Tochter gar bald den Zwiespalt überwunden, der jenen seinen Frieden nicht in Straßburgs Mauern finden ließ, sie kehren zurück mit ihrem deutschen Krieger zu dem alten lieben Heerde, die Mutter mit dem bezeichnenden Ausspruche: „Ob französisch, ob preußisch oder deutsch — wir Straßburger Kinder sind im Grunde immer der Ueberzeugung gewesen, ein Nationchen für uns zu sein," die Tochter, deren ganzes Glück nach deutscher Frauen Art ihr treuer Gatte ist, mit dem innigen Worte: „Laß uns Menschen, nichts als Menschen sein! So wollen wir in Frieden ziehen!" Der Tod des Vaters hat keinen Stachel gegen Deutschland in ihrem Herzen zurückgelassen. —

Haupthelden des Stückes trotz der glänzenden Thaten, zu denen ihn die Liebe zu seinem Vaterlande in dem großen Freiheitskampfe von 1813 und 1814 begeistert, von religiösem Fanatismus und strenggläubiger Verkehrtheit bereitet wird, uns in der Tiefe unsres Herzens empören muß.

David Nikel nämlich, der Sohn des Mennoniten-Vorstehers Abraham Nikel, hat wider die Satzungen seiner Gemeinde, die den Kriegsdienst mit Ausstoßung aus ihrer Mitte bedrohen, aber „folgend seinem Drange, dem Gebote, das Gott in jedes Brust gelegt" auf den Ruf König Friedrich Wilhelms III. die Waffen für sein bedrängtes Vaterland ergriffen und sich durch Mut und Tapferkeit vor dem Feinde wiederholt so ausgezeichnet, daß er bei Möckern vom alten Blücher selbst zum Offizier befördert und mit dem eisernen Kreuze geschmückt worden ist. Dafür wird er bei seiner Rückkehr in die Heimat von seinem Vater, einem sonst streng rechtlichen und edel denkenden Manne, mit den harten Worten aus dem Elternhause verwiesen:

„Du warst mein Sohn. Der Glaube ist das Höchste:
Wer Waffen trägt, der ist hinausgestoßen."

Trotzdem sich nun auch der König Friedrich Wilhelm III. selbst für den jungen Krieger, der an ihn appellieret, mit der dringenden Bitte bei der Gemeinde verwendet, ihm zu lieb nur diesmal eine Ausnahme zu machen und den Ausgestoßenen wieder in ihre Mitte aufzunehmen — denn zu Zwangsmaßregeln wider sein den Mennoniten gegebenes Königswort mag er sich nicht verstehen, wie sehr ihn auch der alte Blücher, der sich für diesen Fall auf die schöne Bibelstelle:

„Niemand hat größere Liebe, denn die ist,
Daß er sein Leben für die Brüder läßt"

beruft, im Rate zur Gewalt zu drängen sucht — die fanatische Gemeinde hält fest an dem starren Buchstaben von Menno's hier so unnatürlichem Gesetze, und mit ihrem Fluche belastet stirbt

der wackere Freiheitskämpfer in der Fremde an gebrochenem Herzen; seine Mörder aber, die sich mit Stolz doch Christi Jünger nennen, sie trifft und mit ihnen zugleich die Fanatiker aller Zeiten das strafende Wort der Braut des Unglücklichen, die mit ihm Fluch und Verbannung freudig teilt:

„Tragt ihr nicht schärf're Waffen als der David?
Es ist der Fluch der größte Feind der Liebe!"

So düster nun der Hintergrund dieser tieftragischen Handlung ist, so leuchtend heben sich davon die stimmungsvollen Bilder ab, in denen uns der Dichter die Begeisterung und Größe jener Tage schildert und dabei in bezeichnenden Augenblicken all die edlen Heldengestalten hervortreten läßt, die in jener Zeit des Unglücks den treu bewährten Hort unseres Vaterlandes gebildet haben.

So können wir zunächst selbst dem in Glaubenssachen sonst so harten Vater Abraham Nikel unsere Anerkennung nicht versagen, wenn er im Auftrage seiner Gemeinde auf dem Schloßhofe zu Königsberg erscheint, um Friedrich Wilhelm III. für den Schutz, den sie bei ihm gefunden, während in andern Ländern Haß und Raubgier ihre Glaubensgenossen verfolgen, als „ein Geschenk der Dankbarkeit und Liebe" 3000 Goldstücke, die Ersparnisse ihrer Arbeit zu überbringen. Und wie freundlich ist die Aufnahme, die er damit bei dem dankbaren Könige findet! Unwillkürlich entlockt ihm sein würdig-ernstes Wesen den Ausruf:

„Das ist ein König nach dem Herzen Gottes,
So kurz und schlicht, ein echter Mennonit."

Und ebenso freundlich wie ihr Gemahl, läßt sich die herzgewinnende Königin die frische Butter von Abrahams Frau Sarah und ihren trostreichen Zuspruch:

„O sei vergnügt, Du gute Königin,
Es wird sich einmal alles, alles wenden,
Denn Gott im Himmel hat's in seinen Händen"

gefallen und entgegnet tiefgerührt mit frommem Aufblicke nach oben:

„Dir dank' ich, Gott, für diesen Augenblick,
Er ist ein Sonnenstrahl nach dunklen Tagen!
Und Dir auch Dank für Dein Geschenk und Wort,
Nimm dieses hin
(sie hängt ihr Umschlagetuch der Bäuerin um)
und trag's zum Angedenken." —

Da muß denn auch Sarah mit ihrem Manne einstimmen in das Lob des seltenen Fürstenpaares, und hat er den König gepriesen, so fügt sie nun begeistert hinzu:

„Und meine Kön'gin, wie stand sie da!
Im Leide selbst so schön, so stolz und mild!
Wie schaute sie so freudig auf die Butter
Und dankbar auf die Sarah Nikel hin" —

ja es war eben Louise, die unvergeßliche, der Schutzengel unseres Vaterlandes! —

Dieser friedlich-schönen Scene, die historischen Vorgängen thatsächlich entspricht, steht dann das lebendige Kriegsgemälde in dem preußischen Feldlager von Ligny gegenüber. Hier hat sich eine Compagnie freiwilliger Jäger an dem Wachtfeuer um ihren tapfern Führer, unsern David Nikel gesammelt, der seinerseits seinen Kriegskameraden das ehrenvolle Zeugnis ausstellt:

„Was an Euch und allen mir gefallen,
Das ist der Ernst, die treue Pflichterfüllung:
Der König rief, und alle, alle kamen,
Und alle starben, wenn es Gott befahl,
In stiller Pflicht für Vaterland und Fürst."

Während sie nun so beim gemütlichen Glase der glorreichen Schlachttage gedenken und dabei auch der „treuen Toten" nicht vergessen, vor allem des edlen Sängers dieser Worte selbst, da tritt der alte Marschall „Vorwärts" in ihre Mitte, um sie zum morgenden, dem großen Tage von Belle Alliance noch

besonders anzufeuern; jedoch ihr fröhliches Treiben will er damit nicht unterbrechen, darum ruft er den plötzlich Verstummenden, die vor ihm sofort in strammer Haltung die gebührenden Honneurs machen, sogleich freundlich zu:

„Das Donnerwetter, singt nur weiter;"

ja er läßt sich auch ein Gläschen Kümmel gefallen, das ihm einer der Jäger, ein lustiger Schneider aus Berlin, anbietet.

In diesem Schneider haben wir zugleich eine Art von Kutschke der Freiheitskriege, jedoch nur was die dichterische Ader dieses Volkspoeten anbetrifft; sonst ist der Held von der Nadel kein Freund des Kriegesfeuers, und nur wo er sich ganz sicher fühlt, da entwickelt er seinen Heldenmut, wie an dem Abend des Schlachttages von Waterloo, wo er auf einen versprengten, unbewaffneten Franzosen stürzt und mit den Worten unseres Kutschke, dessen beide Stammverse ja nach mehrfacher Behauptung bis in die Freiheitskriege hinaufreichen:

„Steh', Hund von einem Franzen, willst Du steh'n!
Du krauchst ja in dem Busche da herum,
Als wärest Du Napolium der Kleine"

zu seinem Gefangenen macht. —

Die Jäger aber beschließen den glorreichen Tag, den uns der Dichter ebenfalls in mehreren Bildern geschildert, wie auch den vorhergehenden Rückzug nach Vavre, mit dem Siegesgesange:

„Wir haben geschlagen die letzte Schlacht,
Für die Freiheit ist sie entschieden.
Es weichet das Dunkel, es fliehet die Nacht,
Und herauf steigt das Licht und der Frieden.
Von Bergen zu Bergen flammt's lichterloh'
Das war der Tag von Waterloo." —

So wurden beim Beginne des neuen Krieges vielfach, auch in lyrischen und epischen Liedern die Erinnerungen an jene großen Tage des Freiheitskampfes gegen Napoleon I. wachgerufen. Doch auch, was darauf Schweres für das deutsche Volk im Innern seines Landes selbst folgen sollte, es findet

hier schon bei W. Fricke in dem Liede des 3. Jägers (II, 6) seine Andeutung, wo es heißt:

„Wenn einst nach vielen, vielen Jahren
Das deutsche Volk vergang'ne Zeiten schaut,
So denkt es ernst der wunderbaren,
Die neu das Vaterland erbaut." —
„Ein andrer Kampf, ein andres Ringen
Hat zwar des Volkes Sinn erfüllt;
Es gilt den innern Feind bezwingen,
Es gilt der Freiheit goldnem Bild." —

Ja, zwischen den Großthaten von 1813 und 1870 da liegt in der Mitte jene trübe Restaurationsepoche, die den nach Freiheit strebenden Geistern oft ein so tragisches Märtyrertum bereitete, jene unglückliche Zwischenzeit, in der nicht „Lorbeeren und Triumphe", sondern Verfolgungen jeder Art des Kampfes Lohn waren.

Doch die Dichtkunst, die über alle Seiten des so wechselreichen Daseins der Menschen ihre Strahlen verbreitet und mit gerechter Wage jedem ringenden Menschenherzen im Einklange mit dem schönen Wahlspruche unseres Fürstenhauses „suum cuique" das Seine zuerteilt, die Dichtkunst flocht nicht bloß dem glorreichen Andenken jener Kämpfer von 1813 und 1814 einen neuen Kranz dankbarer Erinnerung, sie wand versöhnend einen Lorbeerzweig auch um die wunde Stirne jener stillen Dulder, die — auch ein Saatkorn unserer großen, neuen Zeit — ihre jugendliche Begeisterung für Deutschlands Größe und Einigkeit in schwerer Festungshaft verrauchen lassen mußten! Ist doch auch gerade in ihren Tagen noch jenes mächtige Lied geboren, das sofort im neuen Kriege gegen Frankreichs Ueberfall des deutschen Volkes „Schlacht- und Siegesgesang" geworden ist; seiner Entstehung ist ein dramatisches Gedicht in einem Akt geweiht, das nach ihm den stolzen Namen trägt „Die Wacht am Rhein" von Oskar Elsner. —

Bevor ich jedoch auf dieses Drama näher eingehe, wird es angemessen sein folgende historische Notizen über den Verfasser jenes berühmten Liedes selbst vorauszuschicken.

Im Jahre 1870 gab die seither zum zweiten Male verwitwete Gattin des schon in seinem 30. Lebensjahre am 3. Mai 1849 zu Burgdorf*) in der Schweiz verstorbenen Dichters Max Schneckenburger unter dem Titel „Deutsche Lieder" eine kleine Sammlung von noch ungedruckten Gedichten ihres Mannes heraus — Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta gewidmet —, deren Vorwort also schließt: „Man hat vor etlichen Wochen in deutschen Landen Umfrage gehalten nach dem unbekannten Dichter der „Wacht am Rhein". Man hat seinen Namen erkundet, hat sein leiblich Abbild in Umlauf gesetzt: mögen diese Blätter auch sein Geistes- und Charakterbild einigermaßen abschatten; mögen sie dem deutschen Volke ein liebes Andenken sein an einen seiner wackersten Söhne, welcher 20 Jahre nach seinem Heimgange erst dem Vaterlande bekannt wird, für das sein Herz so warm geschlagen hat, welchem über seinem Hügel nun die Ernte seiner patriotischen Hoffnungen zu vollen Garben reift und an welchem seines edlen Landsmannes Uhland Wort sich erfüllt:

„Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland." —

Sein großes Lied nun entsprang — wie die Witwe weiter schreibt — „im Jahre 1840 dem durch Thiers angeregten Franzosenlärm, gleichzeitig mit Beckers „Sie sollen ihn nicht haben", und durch den vollen männlichen Brustton des Textes wie durch die ansprechende Composition von C. Wilhelm sich empfehlend ist es — wie schon gesagt — das neueste deutsche Nationallied geworden und mit der Geschichte des glorreichen Jahres 1870 ebenso verwachsen wie Arndt's, Th. Körner's, Max v. Schenkendorf's Lieder mit den Befreiungskriegen von 1813 und 1814." —

Diesen historischen Daten entsprechend ist nun in unserm dramatischen Gedichte als Ort der Handlung jenes Burgdorf

*) Daselbst hatte er eine noch bestehende Eisengießerei gegründet.

in der Schweiz gewählt, wo sich Schneckenburger später seinen häuslichen Herd gründete und in das Jahr 1840 gelegt, als sich wieder Frankreichs Gelüste so stürmisch nach dem deutschen Rheine kund thaten.

Hier in dem Hause des Ammann von Burgdorf Jacob Werner versammeln sich wie allwöchentlich zu einem geselligen Abende seine Freunde, Repräsentanten alter und neuer Zeit. Middendorf, ein ehemaliger Lützowscher Jäger, Berger, ein früherer Burschenschafter und Adolf Spieß mit unserm Dichter Max Schneckenburger, die jenen beiden alten Kämpfern gegenüber die Rechte der Gegenwart vertreten. Alle vertrieben aus ihrem deutschen Vaterlande haben sie hier bei Werner, dem freiesten Bürger der freien Schweiz ein freundlich-sicheres Asyl gefunden,

„Wo alles, was das Herz bedrücken mag
In freier Rede sich ergießen darf." —

Und so lassen sie denn auch heute wieder dem Drange ihrer Gefühle den freiesten Lauf, voran der alte Freiheitskrieger Middendorf, der ihnen vorschwärmt von der „Heldenzeit", die er erlebt und hier mit Wehmut jenes jugendlichen Sängerhelden gedenkt, der ein Waffenbruder gewesen, wie's so bald auf Erden nicht wieder einen giebt! Wie anders sei es jetzt! „Der Gottesodem, der zu meiner Zeit die Welt durchfuhr und alles zittern machte, der schläft und wacht so bald nicht wieder auf . . .

. . . . Daß aber alles Heilige und Hohe,
Das wir mit unserm Blut besiegelt wähnten,
Der Gegenwart so ganz verloren ist,
Das läßt mich manchmal meine Narben fühlen!"

Und in diese Anklage der Gegenwart, da stimmt auch sein Freund, der alte Burschenschafter Berger mit ein: als es das schnöde Joch, in das uns der Tyrann von Frankreich gezwungen, zu sprengen galt, da erhoben sich alle deutschen Stämme, wie ein Mann, da schwanden die Parteien — jetzt aber hegt und

pflegt ein jeder wieder seine kleinlichen Wünsche „die deutsche Einheit starb und mit ihr stirbt Germania;“ denn wie ergeht es denen, die ihr Panier hoch gehalten haben? Indem er auf das schwarz-rot-goldne Band, das er noch immer auf seiner Brust trägt, hinweist, ruft er schmerzlich bewegt aus:

„Seht Ihr die's Band! ich trags zum Angedenken!
Es soll mich stets an meine Thorheit mahnen.
Ich war von denen, die in warmer Brust
Noch ein Gefühl für deutsche Größe trugen
Und die in jugendlichem Ueberschwang
Die Einheit Deutschlands neu zu schaffen hofften.
Und unser Lohn? Man wies uns aus dem Lande,
Dem Vaterlande, dem wir uns geweiht!“

Doch ihnen gegenüber verteidigt der jüngere A. Spieß die Gegenwart mit dem schönen Wort:

„Tausend Keime sprießen,
Die gold'ne Frucht in künftiger Zeit verheißen,
Und jeder Herbst muß einen Frühling haben.“

Und darin giebt ihm auch ihr Gastgeber Recht, der zugleich die zuversichtliche Hoffnung ausspricht, daß im Angesichte der drohenden Wolken, die von Westen her sich gegen Deutschland erheben, die Deutschen wieder einig sein werden, wie in früherer Zeit; denn „jetzt schon regt sich's, wenn auch schüchtern nur.“

Das ist die Wendung, die das Gespräch der Freunde genommen, als Max Schneckenburger, der noch durch zartere Bande an das Haus Werners gefesselt ist — er ist der Verlobte seiner Tochter Johanna — in ihre Mitte tritt und die letzten Vermutungen seines zukünftigen Schwiegervaters bestätigt. Schon einmal war er heute hier noch vor der Ankunft der anderen Freunde, von seiner Braut sehnsüchtig erwartet, da er zwei volle Tage sich entfernt gehalten — doch nicht aus Kälte gegen sie, wie er sie beruhigt, nein, die Not der Zeit und die Bedrängnis seines Vaterlandes, sie haben sein Herz erfüllt und ihn in diesen Tagen viel beschäftigt; denn — so meint

er — „nicht die Liebe darf allein das Glück des Mannes sein, wie sie des Weibes Leben . . .

Was wahrhaft erst den Mann zum Mann erhebt,
Die Liebe ist's zu seinem Vaterlande.
Wenn sie ihm fehlt, fehlt ihm die Gottesweihe,
Und ragt er über tausende empor!
Und sprich, verdient der Mann des Weibes Liebe,
Der sich in ihren Armen betten kann,
Indes die Welt in allen Fugen kracht? —
Nein, nein ich bin ein Sohn der Gegenwart,
Und seine Mutter lieben soll der Sohn!" —

Und daß diese seine deutsche Mutter in so großen Gefahren lebt, das ist es, was ihm schier das Herz abdrücken will, und heute ganz besonders liegt es auf seiner Brust, wie ein Alpdruck, wie eine Ahnung düstrer Tage. So ist er noch einmal in die Nacht hinausgeeilt; denn

„Bei Gleichgestimmten löst das Weh sich leichter,
Und gleichgestimmt ist heut' mit mir die Nacht."

Und von einem wunderbaren Gefühl getrieben hat er durch Sturm und Wetter unwillkürlich seinen Schritt zurück in seine Wohnung gelenkt und hier gefunden, was er längst vorausgesehen, die Nachricht von einem Freunde aus Paris —

„Die Kunde, die schon morgen durch die Welt
Wie dumpfer Donner rollen wird:
Frankreich begehrt den Rhein, den Deutschen Rhein."

Diese Mitteilung durchzuckt die Freunde wie ein elektrischer Schlag, aber nicht die Furcht ist's, die ihre Herzen erfüllt, nein, die Begeisterung für das Vaterland zu kämpfen, und dies Gefühl der Einmütigkeit giebt sich in gleicherweise bei allen, den Alten wie die Jungen mit solcher Macht kund, daß Max unter Hinweis auf die alte Mähre von dem Rütli-Schwure ihre Hände mit dem Ausrufe in einander legt:

„Der Augenblick, der's Vaterland bedroht,
Ein't alle Herzen, wie der Sturm die Flammen.
Und wie der Rhein des Ufers trüben Schlamm,
Spühlt die Begeistrung allen Haß hinweg.

So laßt uns fest und treu zusammenhalten,
Ja laßt uns einig sein für alle Zeit."

Bei solchen Worten wird's dem alten Lützower zu Mute, als sei sein Körner wieder aufgestanden; denn so wie Max hat jener damals zu ihnen gesprochen, als sie sich an des edlen Sängers letztem Kampfesmorgen unter den Klängen seines Schwertliedes aufs neue für das Vaterland verbanden, und begeistert ruft er aus:

„Wer auch, wie er, ein tüchtig Lied uns schrieb,
Das uns an jedem Tag daran gemahnt,
Was wir in diesem Augenblick empfunden!"

Und sein Wunsch erfüllt sich! Diese Stunde hat den jungen Dichter mit heiliger Weihe betaut, und bei jenem Rufe erglüht „ein Feuerstrom in seiner Brust, und ein Ringen erfüllt sein Herz, ein gewaltig Wogen gleich einer Welt, die nach Gestaltung strebt." —

„Wohlan — entgegnet er — ich will dem Drang des Herzens folgen
Laßt mich mit mir und meinem Gott allein!"

Und an diesen wendet er sich, nachdem die Freunde seiner Aufforderung Folge geleistet, mit dem inbrünstigen Gebete:

„Du Gott des Friedens über'm Sternenlicht,
Verleih' mir Kraft, gieb mir der Rede Glut!
Du weißt es, daß Germania noch nie
Aus eitler Kampfeslust das Schwert gezogen
Aus Eitelkeit in Eisen sich gehüllt!
Doch wenn die Freiheit frevelhaft bedroht,
Da wird das Denkervolk ein Volk von Helden,
Gleichwie in lauer Frühlingsnacht am Baum
Urplötzlich alle Knospen sich entfalten —
„Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell!"

So ist der rechte Ton gefunden: der Dichter setzt sich nieder, und hervor strömen die Gedanken aus der Tiefe seines gottbegeisterten Herzens in immer schöneren Strophen, bis er dann endlich ausrufen kann:

„Und jetzt den Schluß des Liedes und aller Strophen. —
Und ob ein Meer von Feinden dich bedroht,
Unübersehbar, wie ein Feld voll Aehren
Und kampfverglühend wie im Feuer Erz —
Lieb' Vaterland magst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Und dieses Lied, es entlockt nun auch dem alten, mit der Gegenwart vorher so unzufriedenen Lützow'schen Jäger das Bekenntnis:

„Junger Freund, 's ist wahr,
So lang's von Eurer Art noch Männer giebt,
Ist's Unrecht, wenn man uns're Zeit verklagt."

Und damit fordert er Johanna auf den Lorbeer, mit dem sie vorher die Büste des alten Freiheitssängers Arndt geschmückt, dem jungen Freiheitsdichter auf die Stirn zu drücken, dessen Seherauge sich nunmehr auch die Zukunft Deutschlands noch enthüllt:

„O welch' ein herrlich Bild: es naht die Zeit,
Wo Deutschland groß, gewaltig vor den Völkern
Durch seiner Kinder treue Bruderliebe,
Wie eine Göttin thronen wird! Und dann
Wenn längst mein Staub in allen Winden treibt,
Und kaum der Name noch an mich gemahnt,
Dann wird mein Lied von allen Lippen tönen,
Mein Lied vom Vaterland: „Die Wacht am Rhein!" *)

---

*) Im Anschluß an Schneckenburgers Lied brachte uns im Jahre 1870 Ludwig Bauer ein treffliches Gedicht „Die Wacht am Rhein", das den Gegensatz zwischen dem Einst, wo das Lied nur bei Sängerfesten gesungen wurde, ohne die Franzosen „viel zu genieren" und dem Jetzt, wo es mit komplettem Orchester unter seinem großen Dirigenten, dem alten „Moltke", auf Frankreichs Boden selbst exekutiert wird:

„Ja, unser Lied „die Wacht am Rhein,"
Es ist zur That geworden.
Nun heißt man es: „die Schlacht am Rhein,"
Es braust in Sturmakkorden!" —

Vergl. Fr. Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz II, No. 3.

So erschuf sich damals schon der Genius der deutschen Freiheit seinen Freiheitssänger, und wenn sein Lied einstweilen auch wieder verhallte, es wurde doch — wie er es gehofft und ersehnt, der Donnerruf, der Deutschland erweckte und blieb die heilige Losung, mit der es den neuen Krieg begonnen und vollendet hat, zugleich aber bildet es das schöne versöhnende Band, das die ruhmgekrönten Krieger von 1870 mit den still duldenden Kämpfern jener unseligen Zwischenzeit verbindet.

Aber die neue Kriegspoesie knüpfte auch noch in anderer Weise an die litterarischen Erzeugnisse jener Tage an! Was der alte Arndt „im Herbstmond 1841, als Thiers die Welschen aufgerührt hatte," ähnlich wie M. Schneckenburger gesungen — in dem Liede „In Frankreich hinein" Nr. 1:

„Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle mein Deutschland Dich, stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und bringe das Grauen
Von all' Deinen Bergen, aus all' Deinen Gauen,
Und klinge die Losung: zum Rhein, übern Rhein
All Deutschland in Frankreich hinein"—

dieses Wort, es war nicht bloß das Feldgeschrei der Krieger, nein es leuchtete auch in dem großen Wettstreite voran, der alsobald auf die Kunde von den Emser Vorgängen in Deutschlands Dichterwelt sich erhob, und auch die dramatische Muse schrieb es auf ihre Fahne, deren Bannerträger ein alter würdiger Sänger-Kämpe wurde — ein Mann von echtem deutschem Schrot und Korn, Roderich Benedix, der nebst andern, später zu besprechenden Stücken als erste poetische Gabe im Jahre 1870 sein patriotisches, fünfaktiges Drama „All-Deutschland hinein" auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte.

Es ist ein warmer Hauch edler Begeisterung, von dem die ganze Dichtung durchzogen wird! Denn alle Töne werden angeschlagen, die damals in der Seele des deutschen Volkes so mächtig erklangen: hier grollt die tiefe Stimme des Unwillens

über den so freventlich heraufbeschworenen Krieg, dort jauchzt der klare reine Herzensruf der Liebe, die für König und Vaterland so gerne Blut und Leben opfert! „In unserer greisen Majestät ist das ganze Volk beleidigt, und darum muß der Säbel heraus", ruft gekränkt in seinem deutschen Nationalbewußtsein der schlichte Gärtner und Reservist Schweikert — „Und wenn wir auch nicht müßten, wir gingen doch", hallt es wieder von den Lippen der übrigen deutschen Männer und Jünglinge, des jungen Professors Rebstein und seiner Schüler, der Forststudenten Wittstock aus Westphalen und Gaildorf aus Thüringen, und vor allen stimmt mit ihnen ein der Soldat von Beruf, der Ulanen-Offizier Engelbert Oldendorf. Und wenn auch unter Thränen, so doch mit dem Hochgefühl freudigen Stolzes lassen Mutter und Schwester, Gattin und Braut das Teuerste, was ihr Herz besitzt, ihre lieben Angehörigen hinausziehn in den heiligen Kampf. „Ja die Thränen unserer Lieben" — sagt Engelbert beim Abschiede aus dem Vaterhause — „sind die erste Saat, unser Blut ist die zweite, die im Kriege ausgesäet wird, und daraus muß eine kostbare Ernte ersprießen, die Freiheit, das Wohl, die Ehre des Vaterlandes." —

„Gott lasse seine Sonne leuchten über diese Saat, daß sie aufgehe, wachse und gedeihe," fügt der greise Vater Oldendorf hinzu, der Director der Forstakademie, ein Kämpfer von 13 und 14, den seine alten Wunden zu seinem großen Schmerze daran verhindern, nachzuziehen seinem greisen Könige in den Kampf, mit dem zusammen er doch jenen ersten heiligen Krieg gegen Frankreichs Usurpator durchgekämpft! „Und wenn hier Thränen und Blut ausgesäet werden, so thut das die Liebe, der Erbfeind hat aber eine andere Saat ausgestreut, das ist der Haß. Unsere Zeit begriff ihn nicht mehr, aber ich bin in diesem Hasse aufgewachsen, unsere Jugend ist mit diesem Hasse getränkt." Und dabei erinnert er mit Ingrimm an die Schmach, die Deutschland unter Frankreichs Joch Jahrhunderte lang getragen. „Freilich schon einmal nahmen wir Rache, wir warfen Bonaparte zu Boden. Aber die Früchte unserer Siege?

Sie wurden uns aus den Händen gewunden: Diplomaten engherzig, verblendet, böswillig sogar streuten nur neue Saat des Unheils aus. Man ließ Frankreich mächtig und machte Deutschland schwach. Darum mußte dieser neue Krieg kommen, seine Keime wurden auf dem Wiener Congreß gelegt. Aber jetzt sollen sie unterliegen, schmählich unterliegen! Nur die Lüge herrscht in Frankreich, aber die Lüge hat keine Kraft gegen Recht und Wahrheit. Das Recht aber haben wir auf unsere Fahnen geschrieben. So ziehet hin — schließt er nun diesen Ausbruch seines heiligen Zornes — traget diese Fahnen in des Feindes Land und pflanzt sie fest in fränkischen Boden. Ich segne Euch mit dem Haß, den ich mein Leben lang genährt, ich segne Euch mit der Liebe für das heilige Vaterland."

Fügen wir nun noch hinzu, daß diese ergreifende Scene auch in dem Herzen des Gymnasiasten Bernhard, des Repräsentanten hier der heranwachsenden Jugend den Entschluß zur Reife bringt, den Schulstaub von seinen Füßen zu schütteln und heimlich auch auf das Schlachtfeld hinauszueilen — „er könne ja auf Kundschaft vorschleichen, er könne Verwundete pflegen, er könne Nachrichten bringen, da er zum Krieger noch nicht das Maß besitze," erklärt er später den Soldaten, die er um Mitnahme bittet, — so haben wir hier in dem Hause des alten Forstdirectors ein Bild von der allumfassenden deutschen Treue, wie es die Wirklichkeit so oft gezeigt, — ein Bild, in dem sich die Gefühle aller Stände und jeden Alters, die Begeisterung der alten wie der neuen Freiheitskämpfer in der großen Liebe zum Vaterlande begegnen. — Unter den kampfesfreudigen Klängen, die einst Körner vor der Schlacht gesungen:

„Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Kampfesfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst Du so? — Hurrah" —

ziehen die oben Geweih'ten von dannen, um den häuslichen Heerd gegen die fremde, freche Gewalt zu schützen.

Und damit führt uns der Dichter aus dem engeren Kreise der deutschen Familie hinaus auf den Schauplatz des Krieges in die Mitte der großen Familie des deutschen Heeres und zeichnet uns in ergreifenden Zügen auf dem Marsche, im Kampfe und im Lager die Einmütigkeit der Gesinnung aller Söhne der stolzen Mutter Germania, die, vor kurzem noch mit mißtrauischen Blicken einander betrachtend, jetzt nur den einen Ehrgeiz und den einen Wettstreit kennen, es in Treue und Opferfreudigkeit für Kaiser und Reich einander zuvor zu thun.

So sehen wir zunächst auf dem Marsche in einem Wirtshause in der Pfalz, der einst so schmachvoll von den Franzosen behandelten, sich die Verbrüderung der Truppen in oft naiv rührender Weise vollziehen. Da erscheint ein gewuchtiger pommerscher Dragoner, Horn mit Namen, der besonders der Ehrfurcht des schlichten Soldaten vor der imponierenden Heeresleitung in seinem stereotypen, alle Fragen nach Aufstellung der Truppen, Marschordnung oder Schlachtplan kurz abschneidenden Ausspruche: „Das weiß nur einer — das ist der Befehl, will sagen der Generalstab, und der ist so schweigsam, daß er's niemandem sagt — er schwebt um uns, über uns, wie ein unsichtbarer Geist" — Ausdruck giebt. Sein Gegenstück ist der gesprächige, zärtliche Jäger Böblinger, ein Winzer aus Württemberg, dessen Herz sofort in Liebe für Traudchen, die Tochter ihres Pfälzer Wirtes erglüht, die für seine Werbungen nicht unempfindlich bleibt, ja schließlich von der fröhlichen Lust der durchmarschierenden Soldaten miterfaßt ihren Vater zu bestimmen weiß als Marketender mit ihr zusammen dem deutschen Heere in des Feindes Land nachzuziehn. Da ist ferner der baierische Chevauxleger Wimborn, ein Schmied, der soeben seines Vaters Schmiede hatte übernehmen und seine Evi heiraten wollen, als die Franzosen die Deutschen aus ihrem Frieden herausrissen — „nun sie sollens fühlen wie ein Schmied zuschlagen kann!" In seiner Heimat haben zwar manche gemeint, die Baiern sollten nicht mitgehn, sollten's eher mit den Franzosen halten — ein Gedanke, der vielfach in unsern Dramen wieder-

kehrt, er aber hat's nicht begriffen, sein Großvater, der noch die Kriege unter dem alten Bonaparte mitgemacht, der habe ihm erzählt, wie die deutschen Rheinbundstruppen immer zuerst in's Feuer geschickt worden, wie sie das Schwerste haben thun müssen und doch nachher die Franzosen dafür die Kreuze bekommen haben, wogegen die Deutschen, die Napoleon immer nur cochons genannt habe, über die Achsel angesehen worden seien. „Da habe ich" — schließt er seine Eröffnungen „meinem Großvater als Junge versprochen, wenns einmal gegen die Franzosen losginge, wollte ich die alte Rechnung mit bezahlen. Sollen mir alle Heiligen beistehn, diese französischen Windhunde sollen lernen was baierische Hiebe sind." Und in dieser Gesinnung weist er nun auch verächtlich die Bemühungen seines pommerschen Kriegskameraden um die französische Sprache zurück, der immer ein vocabulaire in der Hand jeden Augenblick benutzt, um sich in den Besitz der notwendigsten Phrasen zu setzen; er meint mit dem Württemberger, es wird den Franzosen nötiger sein, Deutsch zu lernen; sie selbst werden mit Säbeln und Büchsen zu ihnen reden. Zu der derben Prosa unser's der Schmiedekunst beflissenen Baiern tritt nun der poetische Anhauch des Füsilier's Steinheim in einen hübschen Gegensatz, dessen bürgerliches Metier ihn freilich schon mit den idealen Mächten des Lebens in Verbindung bringt; er ist nämlich ein Buchbinder aus Brandenburg, daher denn seine ästhetische Lebensanschauung, die sich in der Behauptung kund thut: „Mit den Zündnadeln allein kriegen wir's nicht fertig, wir müssen Lieder haben, die uns das Herz erquicken, Lieder machen gute Kameradschaft; wenn man zusammen singt, schießt man auch zusammen." Und von diesen Gefühlen beseelt, besteigt auch er mitunter den Pegasus und fördert Lieder zu Tage, die selbst eines Kutschke nicht unwürdig wären, wie sein erster Gesang:

„Was ist das für ein Kriegsgeschrei!
Sie kommen alle rings herbei.
Wir ziehn nun gegen die Franzosen,

Die wetterwend'schen roten Hosen.
Jetzt Jungens auf und seid nicht faul
Und schlagt sie tüchtig auf das Maul"

oder später:

„Ich bin der Herr Napoleon,
Valleri juchhei;
Durch Schwindel kam ich auf den Thron.
Ei für den Herrn Napoleon,
Da giebts bei uns nur Spott und Hohn! u. s. w.

Zwei Einjährig-Freiwillige endlich, die die höheren Gesellschaftskreise unter den Soldaten hier repräsentieren, der Artillerist Breitenbach aus Holstein, ein Rechtsbeflissener und ein schlesischer Gutsbesitzer, der Kürassier Nagold — die liegen noch über die Rechtsfrage dieses Krieges im Streite. Nagold meint zwar mit seinem gesunden Menschenverstande: „Die Franzosen greifen uns an, wir verteidigen uns, da ist die Rechtsfrage doch klar. Aber ihr Juristen untersucht immer, nach wie viel Seiten eine Sache gedreht werden kann!" Noch aber läßt sich Breitenbach nicht überzeugen: „Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären" — entgegnet er — „daß so viel Haß in den Kampf getragen wird. Ich will ritterlichen Sinn in dem Kampfe, wie wir ihn auf der Mensur hatten. Jetzt wird bei uns über die Franzosen geschimpft, man sagt ihnen alles mögliche Schlechte nach, man predigt förmlichen Nationalhaß, und das ist unrecht; die Franzosen sind ein edles Volk, sie haben in Kunst und Wissenschaft vieles geleistet, das sollte man nicht vergessen". Doch er sollte diesen französischen Edelmut kennen lernen, wie sein Freund ihm hier voraus gesagt, und es gründlich empfinden, wie recht dieser mit seiner Behauptung gehabt, daß die mit ekelhafter Wiederkehr immer gepriesene Civilisation nur ein aufgetragener Lack sei; wird der abgekratzt, kommt eine ungemeine Rohheit zum Vorschein; ja seine Heilung ist um so gründlicher, als es das heiligste der Gefühle ist, die treue Liebe, die er frivolem Spotte selbst in dem Herzen des Weibes in Frankreich preisgegeben sieht.

Diesen mehr vorbereitenden Scenen auf dem Marsche durch die Pfalz folgt nun ein buntes, lebendiges Kriegsbild auf der Lagerwacht in einem elsässischen Dorfe. Hier treffen die treuen Kameraden aus den Marschquartieren wieder zusammen, nachdem sie bei Weißenburg und Wörth den Bruderbund mit ihrem Blute besiegelt haben und gedenken mit stolzer Freude und gegenseitiger Anerkennung ihrer Heldenthaten, sind aber auch bescheiden genug die Palme wieder „dem Befehle" zu reichen; ja der Baier ruft sogar in seinem Eifer: „Weißenburg und Wörth, ein guter Anfang! Aber gute Führung war es, es griff alles so hübsch in einander. Hätten wir 66 so gute Führung gehabt, würdet ihr verfluchtigen Preußen auch eure Prügel bekommen haben" — indes er setzt sogleich die auffahrenden preußischen Kameraden begütigend hinzu „Preußen seid's noch, aber verfluchtig nicht mehr. Seid jetzt Brüderle." Und hier finden wir denn auch unsere Helden aus dem Hause des Forstdirectors wieder, selbst unsern jüngsten Patrioten, den Gymnasiasten Bernhard, der bei Weißenburg und Wörth wahr gemacht, was er oben versprochen; „er hat Verwundete bei Seite geschleppt, ihnen ein bequemes Lager bereitet, ihnen Wasser zugetragen, mitten im dichten Kugelregen," so lautet das ehrenvolle Zeugnis, das ihm die älteren Krieger ausstellen; und jetzt hat er wieder als „wahrer Columbus" in dem Keller eines verlassenen Hauses ein großes Faß Wein aufgespürt zur großen Freude der ewig durstigen Soldatenkehlen! Ihr Jubel erreicht aber seinen Höhenpunkt, als plötzlich der Husar Schweickert, unser gesinnungstüchtiger Gärtner aus dem ersten Acte, an der Spitze eines Trupps echter Pariserinnen — zu deren Darstellung seine lustigen Kameraden in dem eroberten französischen Lager die prächtigsten Kostüme gefunden haben — erscheint und unter ihnen einen kleinen Ball entriert, der indes alsbald durch einen Generalmarsch abgebrochen wird. —

Nachdem uns der Dichter so in dem zweiten und dritten Acte in das bewegte Kriegesleben mit seinem bunten Wechsel eingeführt, entrollt er uns nun in dem vierten Aufzuge ein

rührend ergreifendes Bild von der aufopfernden Liebesthätigkeit der deutschen Frauen im Vereine mit den deutschen Aerzten. Es ist die tristeste Zeit in dem Kampfesjahre 70, die endlosen Regentage vor Metz, wo die Gattin des alten Forstdirectors, Frau Brunhilde Oldendorf mit ihrem Dienstmädchen Rike und Traudchen, unserer lieblichen Winzerin aus der Pfalz, in einer Scheune den Schauplatz ihres herzerquickenden Wirkens aufgeschlagen hat. Mit einem Transporte von Liebesgaben ist sie auf das blutige Schlachtfeld geeilt, um Not und Elend zu lindern und Gesunden nicht weniger wie Kranken Trost und Labung zu spenden. Denn so erklärt sie in ihrem schönen Pflichtbewußtsein: „Wenn unsere Männer ihr Leben für uns in die Schanze schlagen, so müssen wir für sie sorgen, wie wir können, das ist unsere Schuldigkeit.“ Und neben und mit ihr wirkt in aufopfernder Thätigkeit der edle Dr. Schwarz, der dabei für sich jede Stärkung, die auch ihm die sorgsamen Frauenhände reichen wollen, mit den selbstlosen Worten zurückweist: „Meine Kranken brauchen Stärkung, frage nicht nach mir!“ Er ist auch der einzige, der bei dem erbarmungslosen Regen, „der sie doch alle — wie einer treffend bemerkt — für das Aquarium reif macht“, sich seinen ruhigen Gleichmut bewahrt, wenn die übrigen ihren kläglichen Gefühlen oft in komischer Verzweiflung Luft machen, wie jener Reiter, Heimbug mit Namen, dessen „Geist vom Helikon, dessen irdisches Teil aus dem schönen Lande Sachsen stammt,“ mit Shakespeare ruft: „Blast ihr Winde, brüllt ihr Donner, zuckt ihr Blitze. Wenn ich Lear wäre, würde ich den Verstand verlieren. Da ich aber nicht Lear bin, will ich den verstoßenen König von England nicht nachahmen, sondern meinen Verstand zusammen behalten und ein Glas Wein trinken.“ Und dies war denn auch ein ganz probates Mittel in dieser naßkalten Lage, aber leider war es oft nur ein schöner Gedanke, dem die Realität zu Zeiten sehr stark mangelte; indes es gab noch ein probateres Mittel, das immer da war und immer half — das war der Humor, wie wir ihn später des genaueren kennen lernen werden.

Nächst diesen Stätten der hilfreichen Liebe da war die Feldpost mit ihrer rastlosen Arbeit das Institut, auf das sich die sehnsüchtigen Blicke aller Krieger richteten; und so schlägt denn auch hier vor unseren Augen der Feldpostbeamte Anders unter dem stürmischen Zudrange der Soldaten in einer trockenen Ecke auf einer Kiste — wie es scherzhaft heißt — sein Oberpostamt auf, und rasch sind die Zeichen der Liebe aus der Heimat an die jubelnden Empfänger verteilt. Aber wie manchen findet der Gruß der teuern Gattin nicht mehr! Wie manches treue Vaterherz kann sich nicht mehr erfreuen an dem, was liebe Kinderhände dem Hüter ihres Lebens geschrieben haben! Dort in einsamem Waldthale, das der helle Mond so lieblich bescheint, da ertönen die traurig-ernsten Klänge des „Jesus meine Zuversicht", und den gefallenen Offizier betten treue Kameraden in dem kühlen Grabe! Gott tröste die Witwe und ihre Waisen daheim!! —

Doch oft auch wandelt sich der Schmerz wieder in Freude! Hier eilt geängstigten Herzens Adelgunde, die Frau unseres jungen Ulanen-Offiziers Engelbert Oldendorf auf eine Feldwache zu; ihr kam ein Gerücht zu Ohren: ihr Mann sei gefallen oder doch schwer verwundet worden; von Tage zu Tage hat sie auf Nachricht gehofft, aber vergebens. „Da litt es mich nicht länger zu Hause, meine Schwiegermutter war schon nach dem Kriegsschauplatze geeilt, ich folgte ihr und so suche ich meinen Mann. Ist er tot, kann ich vielleicht sein Grab schmücken, ist er verwundet, kann ich ihn pflegen. — Ueber eine Frau, die ihren Mann sucht, wacht ja ein besonderer Schutzgeist." Und diese ihre Zuversicht bewährt sich denn auch sogleich an ihr selbst: denn der, an den sie ihren hastig-ängstlichen Bericht erstattet und der hier die Feldwache kommandiert, ist ihr zukünftiger Schwager, der Forstprofessor Rebstein aus dem ersten Acte, der sie mit der frohen Kunde empfängt, daß ihr Gatte lebt und ihr unsern bewährten jungen Kolumbus wieder als Pfadfinder durch die langen Kriegerreihen im feindlichen Lande zu dem Gesuchten mitgiebt, eine Aufgabe, der sich

dieser, ob solchen Vertrauens mit besonderem Stolze erfüllt, von neuem in glänzender Weise entledigt. Doch trotz dieser rührenden Scene können wir uns nicht des Lächeln's enthalten, wenn wir unsere Augen an den Hütten und Hüttchen von Stroh und Moos, bisweilen von Holz, umherschweifen lassen, die im scharfen Kontraste zu ihrem kleinlichen Aussehen die stolzen, einladenden Namen „Hôtel de Rome", „Brandenburger Hof" oder auch ihrer prekären Lage in drastischer Weise entsprechend die bezeichnendere Aufschrift „Zur krepierten Granate" tragen. Heute hat der rauhe Kriegesbesen, der eben so wenig den Palast wie das ärmliche Bauernhaus verschont, schon einige elegante Lehnstühle hergefegt, so daß also jene hochtrabenden Schilde nicht ganz ohne Berechtigung sind; indeß der Wachtposten, der jetzt hier eingezogen, er hat von seinen Vorgängern eben nichts anderes übernommen als einige Granatstücke und den charakteristischen Zettel: „Bemerkung für unsere Nachfolger. Es kommen zuweilen Schlachtenbummler, welche die Feldwache besuchen. Sie nehmen gerne solche Granatstücke als Andenken mit, und bezahlen sie, wenn es auch nur mit Cigarren ist. An der großen Buche liegen noch mehr krepierte Granaten, dahin schießen die Franzosen gerne. Sollte doch Mangel sein, so liegt in dem Zelte eine alte Ofenplatte, von der sich leicht Stücke abschlagen lassen. Damit kann man die Schlachtenbummler auch anschmieren!" — Und wenn nun auch nicht gerade ein Schlachtenbummler, wie er uns schon zuvor in dem elsässischen Feldlager in der komischen Figur des Rentier Heßling aus Reuß-Schleiz vorgestellt wird, der sich den Krieg in der Nähe besehen will, da er aus der Zeitung nicht immer klug geworden und der denn auch bei den Kriegern seine drastische Belehrung erhält — so erscheint doch hier eine andere originelle Species des Schlachtfeldes, der Engländer Smith, ein Zeitungs-Reporter; ihn freilich treibt nicht Neugierde und Abenteuerlust; er will sich durch den Augenschein von der Wahrheit der Geschehnisse überzeugen, um sie lauter und rein seinen Landsleuten berichten zu können. Er kommt aus dem

Feldlager, das der französische Marschall vor der letzten Schlacht inne gehabt. „Prächtig eingerichtet“ — erzählt er — „aller Comfort mit dem äußersten Luxus. Habe den Kopf geschüttelt. Dachte mir einen Krieger in einfachem Zelte, nicht eingerichtet wie ein orientalischer Satrap!“ Wie anders lautet dagegen die Beschreibung, die ihm Professor Rebstein, der Feldwebel, von dem Hauptquartier des deutschen Königs und seines ernsten Marschalls macht! „Nach langem Marsche bei schlechtem Wetter“ — so hat er es gesehen — „erreichte das Hauptquartier ein kleines Städtchen und wurde mühsam in der Knabenschule untergebracht. Im Schlafsaale wurden die Bureaus eingerichtet. Von Kisten, Fässern, Brettern, Backtrögen wurden Tische gemacht. Lichter, auf Flaschen gesteckt, erleuchteten den Raum. Da kommen und gehen Feldjäger, Geheimräte, Offiziere, Stabswache, da werden Depeschen geschrieben, Telegramme, Zeitungsberichte. Da wird kopiert, chiffriert, dechiffriert. Geschlafen wird auf den Strohsäcken der A. B. C.-Klasse. Zum Waschen dient für alle ein Waschbecken, das ein Loch hat, welches mit Siegellack zugestopft wird. Kaffee getrunken wird auf einem Tische von Sägeböcken. Und in alle dem Getreibe und Gewirre ist der Mittelpunkt der eine große Mann, und es herrscht doch Ordnung, nichts wird versäumt, nichts wird vergessen“ — eine ergreifende Schilderung, die dem darob entzückten Engländer den lauten Ruf entlockt: „Das ist herrlich, das ist köstlich! O wenn das Hogarth gesehen hätte! Das sind echte Führer, echte Krieger, sie teilen die Unbequemlichkeit mit dem ärmsten Soldaten. Darin liegt auch der Grund ihrer Siege.“ Und von einem solchen und zwar dem größten Siege bekommt er hier wieder zu hören; es trifft die Nachricht von der Schlacht bei Sedan bei den Vorposten ein.

Nach diesem so mannigfaltigen Belagerungsbilde von Metz mit seinen Leiden und Freuden, da macht nun Paris in dem V. Akte den Schluß. Hier vor der Hauptstadt des Feindes treffen alle unsere Freunde, die vorher der Krieg in verschiedene Lager getrennt hatte, in der großen Einschließungs-Armee

wieder zusammen, nicht ohne die schönsten Ehrenmale, die Wunden für das Vaterland zu tragen, auch mit Kreuzen die tapfere Brust geziert und zu höhern Chargen befördert. Hier finden auch die Frauen, die sie so sehnsüchtig gesucht, ihre Männer und Geliebten wieder, und auch der greise Vater Oldendorf hat es sich nicht nehmen lassen, zu seinen Söhnen zu eilen, um noch einmal in ihren Reihen, wie vor 55 Jahren, in Paris einzuziehen — eine Freude, die ihm noch dadurch erhöht wird, daß der König, dem er in seiner Uniform von 1813 beim Spaziergange aufgefallen, auch ihm das eiserne Kreuz — sein ganzes Verlangen, das ihm im Freiheitskriege nicht erfüllt war — verleiht; denn, so meint er in seinem huldvollen Sinne, das Kreuz habe gewiß ein Krieger verdient, der nunmehr zum dritten Male in Paris einziehe!

Die muntern Soldaten aber geben zum Schlusse noch eine satirische Komödie zum besten, die sie das Urteil Salomonis benennen. Hier wird die Pariser Presse, der unaufhörlichen Hetzerei zum Kriege gegen die Deutschen beschuldigt, vor einen strengen Richterstuhl geladen; voran Victor Hugo, „der größte Dichter aller Völker und Zeiten, das strahlende Licht des Weltalls", wie er sich in bekannter Bescheidenheit auch hier einführt; dann die Redacteure des Figaro und Gaulois, die sich in ähnlichen Tiraden ergehen, worauf nach den Plaidoyers des Anklägers, als welcher jetzt ihr obiger Verteidiger der Jurist Breitenbach fungiert, und ihres bestellten Verteidigers Wittstock, der auf Unzurechnungsfähigkeit plaidiert, der Gerichtshof sich dahin schlüssig macht, den ersten Angeklagten in eine Klein-Kinder-Bewahranstalt und den zweiten in ein Pestalozzistift, eine Besserungs-Anstalt für verwahrloste Jungen, zu bringen, der Redacteur des Gaulois aber — der die Löwen und Tiger aus dem Tiergarten von Paris auf die Deutschen hat hetzen wollen — er soll in dem Affenhause des zoologischen Gartens zu Berlin eingesperrt werden!" —

So hat uns denn der Dichter in seinem „Alldeutschland hinein" durch alle Phasen des großen Krieges geführt, von

der begeisterten Rüstung des ganzen großen Vaterlandes bis zu dem glücklichen Einzuge seines neu erstandenen Kaisers in des Feindes Hauptstadt („sein heiliges Paris“) an der Spitze des nunmehr geeinigten Volkes, und staunend sehen wir vor unsern Augen sich ein Gemälde entrollen, das auf dem Goldgrunde der deutschen Treue die hellsten Strahlen der deutschen Mannheit und Mannhaftigkeit zeigt, über welche verklärend die Liebe und Aufopferung des deutschen Weibes ihren milden Glanz und Schimmer ausbreitet — ein Zeitbild, dessen tiefergreifende Wirkung noch in höherem Maße verstärkt wird durch die Schlagschatten französischer Lüge und Rohheit! — Ja, wir müssen mit dem alten Oldendorf ausrufen — und dies sei die Unterschrift des Gemäldes —: „Wir, die wir leben, begreifen diese gewaltige Zeit noch gar nicht, erst unsere Nachkommen werden sie begreifen, wenn die Geschichte ein Gesammtbild dieser Thaten zusammenstellt.“ — Ja, es war eine gewaltige Zeit, die wie ein Sturmwind durch die deutschen Gauen sauste und wegfegte alle die Vorurteile, die bis dahin die deutschen Stämme getrennt und die finstern Mächte, die jene in dem Herzen des deutschen Volkes, Unfrieden säend, geflissentlich genährt, mit einem Schlage zu Boden schmetterte! Wir haben oben schon aus dem Munde jenes baierischen Schmiedes und treuen Vaterlandskämpfers vernommen, wie manche Stimme des Verrates sich im Süden von Germaniens freien Landen für Frankreich erhob, und die Volkspoesie des Jahres 1870 hat uns unter den Kriegsliedern viele sogenannte „Schnadahüpfln eines baierischen Soldaten im Felde“ gebracht, die seine Aussagen bestätigen; ich erinnere nur an jenes treuherzige Bekenntnis *)

„Und der Pfarrer hot gsagt,
De's müßt's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

*) Vergl. I, „Das historische Volkslied von 1870—71“ p. 22.

„Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da der nach?
Der Feind kriegt katholisch
Und luthrisch sei Sach!“ —

Doch wie tief dies Mißtrauen zwischen Süd und Nord schon in der Seele des Volkes gesessen, wie es nur der Kontakt der deutschen Stämme in dem großen heiligen Kampfe für das bedrohte Vaterland ertöten konnte, das zeigt uns in mächtig ergreifender Weise das Drama „Gewonnene Herzen,“ ein Volksstück mit Gesang in drei Akten von Hugo Müller.

Der erste Akt spielt noch im Jahre 1869 im baierischen Oberlande in dem Hause des Schmied-Hansel, der ein echter Altbaier vom Kopf bis zur Zehe der Ansicht lebt: „Es giebt nur aan Herrgott, an bairischen und nur aan König, an bairischen. Alles Uebrige sein dalkete Faxen,“ und dem entsprechend sein Vaterland, sein herrliches „Altbaierland“ als die Heimat der Treue preist, „die noch ka nordische Lügenbrut vergiftet hat!

Indes schon hat Norddeutschland in dem Hause dieses starren Preußenfressers, wenn auch sehr wider seinen Willen festen Fuß gefaßt. Sein seliger Bruder, ebenfalls ein Schmiedemeister, den er trotz aller ihrer Meinungsverschiedenheiten herzlich geliebt, er hat es ihm sterbend zur Pflicht gemacht, seine Arbeiter zu versorgen, und so sind mit ihnen auch ein paar Preußen als „norddeutsche Erbschaft“ — so äußert sich die mitangeerbte Berliner Köchin Karoline, — „in dies Hôtel einquartiert worden, wo sie die Preußen schon früh in den Kaffee stippen und vormittags auf's Brod schmieren“ — denn — wie der Vetter des Hauses, Toni, der Gemsjäger, später bei einem Wettgesang in vier Zeilen singt:

„Ein Ketzer, von dem
Unser Herrgott nichts weiß,
Den Teufel sein Leibgardist
Das ist der Preiß!“ —

Er giebt damit nur den innersten Gefühlen des Hausherrn selbst Ausdruck, dem es auch ein Operment ist, wenn er

die Kerlen nur sieht; — „aber da's ehrlich und fleißig sein, kann i ihnen nix thun," setzt er treuherzig hinzu.

Indes nicht alle teilen seinen Haß gegen die Preußen; des Schmiedes liebliche Tochter Nanni, die, in dieser herrlichen Natur zur schönen Jungfrau erblüht, sich den freien Blick und das gute Herz trotz allen Vorurteilen ihrer von Pfaffen irregeleiteten Umgebung bewahrt hat, sie läßt sich nicht abhalten die aufrichtige Neigung Hermann Walthers, des preußischen Buchführers ihres Vaters ebenso innig wie sie ihr entgegengebracht wird, zu erwidern: denn sie weiß ja, von wem dem Menschen Licht und Liebe gekommen ist, und rührend ist das Liedchen, in dem sie uns ihre Gefühle offenbart:

„Als einst Gott die Welt geschaffen,
Schuf er's Licht, zuletzt das Best',
Sonne, Mond und tausend Sternlein
Nagelt er am Himmel fest;
Aber weil er sehr ermüdet,
Aus der Hand ein Stern ihm fällt,
Der in raschem Flug zur Erde
An 'nem Felsen sich zerschellt,
Gießt sich dann in tausend Splittern
Ueber's grüne Wiesenmeer
Und aus tausend Blümchen zittern
Diese Splitter bald umher!'
Holdio . . . .

„Und der Mensch, ein blöd Geschöpf noch,
Strich am Felsen g'rad vorbei;
Da von dem gesprung'nen Sterne
Trafen ihn der Splitter drei;
Zweie ihre Blitze senden
In sein zuckend Angesicht, —
Reibt's erschrocken mit den Händen,
Da wird's plötzlich vor ihm Licht
Jubelnd blickt er in die Ferne,
Schaut die Blumen um sich her,
Seid willkommen, Augensterne,
O verlöscht mir nimmermehr.
Holdio . . . .

„In die Brust trifft ihn der dritte,
Hat darin sich festgebannt,
Leuchtet weiter wie am Himmel —
Wird vom Menschen Herz genannt!
So trägt jeder seinen Himmel
Hier im Herzen und im Blick,
Was des Busens Sterne funkeln,
Strahlt des Auges Stern zurück.
Darum flehen nah' und ferne
Die Verliebten rings umher:
Augenlichter, Herzenssterne,
O verlöscht uns nimmermehr!" —

Und diese ihre große Liebe giebt ihr auch die Kraft heute an ihrem Namenstage, zu dessen Feier das ganze Haus, wie die Freunde aus der Nachbarschaft versammelt sind, bei dem Streite, den der selbstsüchtige, niedrigdenkende Gerichtsschreiber Obermaier, der die Hand der schönen Alpenblume für sich begehrt, den sie aber haßt „wie a Ratten", zwischen ihrem wildeifersüchtigen Vetter, dem Gemstoni und ihrem heimlich Geliebten anzettelt und unter Zustimmung des Vaters, der nach gut altbairischer Sitte an einem Festtage seinen ordnungsmäßigen Rausch und nach zehn Uhr — „wie sichs g'hört in a ruhigem Haus (!)" — auch ein herzhaftes Raufen haben muß, bis zum äußersten treibt — ihre Liebe giebt ihr die Kraft sich mit dem mutigen Worte zwischen die Streitenden zu werfen:

„Es ist a Sünd und i leid's nit in dem Haus; gnug hab' ich jetzt von der ewigen Rohheit und die Schimpfwort, die Ihr'n ganzen Tag über arme Leut' auslaßt, deren anziges Vergehen ist, daß's nit im selbigen Land gebor'n sein, wie Ihr, und Euer Sprach' nit so daher reden, wie Ihr. 'Ne Schand ist's vorm lieben Herrgott, vor dem wir alle gleich saan, ob aans so oder so redt!"

Und als der Vater darüber zornig auffährt: „Was? Du willst'n Preußen beschützen? Du? — Ist das mein Fleisch und Blut?" und jener Schreiber giftig weiter hetzt: „Was

wunderst Dich denn, Schmied-Hansel, wenn man so herzlich spricht, muß es doch aus'm Herzen kommen," da hält sie in edler Entrüstung nicht mehr mit ihrem Geheimnis zurück und ruft dem Tückischen zu: „Ja aus'm Herzen kommt's, und Dir grad sag ich's mit Deiner Heuchlermiene, und Euch allen sag ich's, die Ihr immer nur Haß predigt und ewig Haß — damit d'Welt erfahrt, daß nit alle herzlos saan und vernagelt hier am Berg — aus'n Herzen hab' ich's g'sagt, denn der Preiß is mein Schatz, ich lieb' ihn und werd ihn ewig lieben!"

Doch dies ihr aufrichtiges Geständnis trifft den alten starren Vater, wie ein vernichtender Donnerschlag; sein Haus und Hof erscheinen ihm beschimpft und entehrt, und schon will er über sein vermeintlich so schuldiges Kind den Vaterfluch ausstoßen; „doch — stöhnt er — 's kommt nit über d'Lippen. In mir selber bleibt's wohnen — ich selber muß den Fluch tragen, bis in d'Ewigkeit. In maan Haus an Liebschaft mit'n Preißen, 'n Ketzer, 'n Protestanten!! Laßt's mi gehn, Toni, Nachbarn, i will mich einsperren in mein Kammer und den Herrgott auf den Knieen anflehen, daß er die Sünd nimmt von mein'm alten Haupt." Da bricht denn auch das gequälte Herz des armen Mädchens in die ergreifende Klage aus:

„O du mein Gott! Was hab' i denn g'than? d'Wahrheit hab i g'sagt und darum Fluch und Schand von allen Seiten. O Gott! Wie d'Blümerl auf d'Wiesen, so hast Du d'Lieb ins Herz g'setzt; wenn's Blümerl blüht, wenn's Herz liebt, — so ist's doch Dein Willen ganz allein, Vater im Himmel, hab' i g'sündigt in meiner Lieb', so schau herab und vergieb mir's." —

Und ihr Gebet wird erhört! — Es bricht herein das Jahr des Heils, das große Jahr 1870 — und auf das Gebot ihres Königs Ludwig, der treu wie sein Urahn Otto von Wittelsbach, dem Kaiser Rothbart einst seine Rettung aus der Veroneser Klause zu verdanken hatte, zum deutschen Vaterlande steht, ziehen auch die Söhne des baierischen Oberlandes in den Kampf; anfangs zwar noch mit Groll und Widerwillen im Herzen, wie es der Gems-Toni ganz offen erklärt: „damals

— als ich abg'holt und eingekleidet wurde — hab ich g'flucht und alles verwünscht, daß man mich von meiner Alm fort-g'schleppt hat. Aber siehst, Hiesel, wie der Mensch ist, jetzt hab ich's g'wöhnt, und jetzt bin i dir a Soldat mit Leib' und Seel'. 'S ist auch a Jagd und was vor aane! Wann's d'so am Busch liegst und a Malifizrothose am Korn hast, druckst ab, und der Hallunke schlagt an Rad in der Luft — 's is a Freud, als wenn der Gemsbock vom Felsen abitanzt!" —

So spricht er zu Obermayer, dem falschen Schreiber, der mit dem roten Kreuze am Arm — das der Gems-Toni freudig begrüßt, denn, sagt er, „die das Kreuz tragen, saan brave Leut'!" — bei einer deutschen Vorpostenkette seinen Landsmann aufsucht, um ihn zum Verrate an seinen preußischen Kameraden zu verleiten, wobei er im Auftrage des Pater Josef von Inzersdorf, Tonis Beichtvaters zu handeln erklärt. Darnach solle er einem im nahen Walde versteckten französischen Bataillon durch eine Rakete das Zeichen zum Ueberfall der schlafenden deutschen Truppen geben! Doch Toni ruft darüber entsetzt aus: „Hiesel — was mutst mir zu? Meine Kameraden verraten?" Da dringt der Falsche von neuem mit dem religiösen Motive auf ihn ein: „Ketzer sind keine Kameraden!" und als auch dieses nicht verfangen will, und Toni, mit dessen Anschauungen in dem Kriege bereits eine Wandlung vor sich gegangen, noch immer standhaft ausruft: „Hiesel, du reißt mir's Herz anzwaa — i kann kaan Schurk' sein!" — da muß denn wieder die Eifersucht die Treue brechen: er zeigt ihm unter seinen Waffenbrüdern — „wo d'dich gar so sehr fürcht'st sie zu verraten" — seinen Todfeind Hermann Walther, den Geliebten seiner Base Nanny. Jetzt kann er nicht weiter widerstehen; die alte Leidenschaft übermannt sein wildes Herz, und wenn auch in dumpfer Verzweiflung, er folgt dem Rufe des Bösen mit den Worten: „Da, Hiesel, hast meine Hand, und wenn der Himmel über mir zusammenbricht, ich thu's! — Gieb her's Raketel. — Bin ich an Schurk oder bin ich keiner, — i waaß es nit; Ihr habt mir's Gehirn verwirrt. Aber

aans waaß ich, dahier im Herzen sitzt ihr Bild und daneben der schwarze Wurm, der dran nagt. Den Wurm will ich zertreten." So spricht der schmählich Verführte und von brennender Eifersucht Getriebene! Und wie lautet dagegen die Rede des Mannes, den er mit soviel andern treuen Kameraden verderben will? Edler Gefühle voll ritt Hermann Walther zum Gems-Toni heran und bittet ihn recht inniglich, dieser möchte, wenn er im Kampfe fallen sollte, den letzten Gruß seiner Geliebten bringen und ihr sagen, er, Hermann, gebe ihr den Schwur der Treue zurück, sie möge ihm noch eine Thräne schenken und dann in Gottesnamen den heiraten, den ihr des Vaters Wille bestimmen wird. „Und bist Du's, Toni, so gieb mir Dein Wort darauf, daß Du sie wert halten und ihr nie im Leben nachtragen willst, daß ihre erste Liebe einem andern gehört hat."

Und als ihm solche Reden so ganz unverständlich klingen und er dem Bittenden nach seiner altbaierischen Denk- und Gefühlsweise unmutig entgegnet: „Geh', Du hast ka Lieb gekannt; — wer d'Lieb kennt, kennt auch d'Eifersucht, kennt auch d'Feindschaft," — da bekommt er nun aus dem Munde eines echt deutsch fühlenden Preußen zu hören: „Feindschaft! ? Stehst Du nicht an meiner Seite, das Gewehr im Arm, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen? Darfst Du, darf ich jetzt einen andern Feind kennen, als den unseres Vaterlandes? ein heiliges Gefühl sagt uns, die erste Pflicht gehört der Mutter, die zweite der Geliebten; wenn zwei Brüder sich um eine Geliebte raufen, und die Mutter ist in Gefahr, werden nicht beide zuerst ihr zu Hilfe eilen? Nun wohl, die deutsche Erde ist unsere Mutter, von ihr jede Gefahr abzuwenden unsere Pflicht; sei unsere Feindschaft auch von Eisen, so schmiedet die Pflicht eine Kette daraus, die uns unwiderruflich an einander bindet." Indes noch bleibt sein Herz verstockt, und abweisend antwortet er: „Kann sein! Aber wir zwei niemals!"

Die Nacht bricht herein, und das Werk des schwärzesten Verrates soll beginnen! Toni erscheint mit der Rakete in der

Tasche, schaut sich verstört rings um, und als er außer den Schildwachen nur Hermann noch munter findet, der an einen Baum gelehnt sein Pfeifchen raucht und seine Gedanken liebend in die Ferne schweifen läßt, da beginnt er leise voll Ingrimm:

„Still is's worden! Nur die zwa Vedetten hab'n noch's Aug' offen und mein Erzfeind der Ulan. Ja blas nur deine Gedanken aus in blaue Ringelwolken, ich weiß, wo's hinziehen. Aber sie sollen nit ankommen in der Bergschmieden — ich will's nit, — nur eine Botschaft soll noch hinkommen, die von deinem End'. Zerschmettern soll's die hochnasige Dirne, die den treuen Sohn der Alpen verstoßen hat um so'n lakiertes Gefries." —

„Und doch, ich woaß nit — er schaut nit mehr so zuwider aus, wie dazumal. Die Uniform macht ihn so männlich, so stolz! Ja tapfere Leute saan's, dös is net zu streiten. Wie haben's gestern gemäht, Kruzitürken! und wir mit — da im G'wühl der Schlacht hab ich fast meinen alten Zorn vergessen und wie's neben mir zusammeng'fallen sein, ist mir durch's Herz g'ange: „Das sein auch deine Brüder, ihr Blut fließt auch für's Baierland mit" — „und jetzt (die Rakete hervorziehend) und jetzt will ich's verraten? Will? — Naa ich muß — weil's Ketzer saan, — weil's unsern Glauben vernichten wollen, weil's mein Beichtvater befiehlt — weil ich's g'lobt hab — weil — ?! — Toni — im Schlaf liegen's . . . und im Schlaf willst's hinmorden lassen, Toni, du, der in seinem Leben noch keine Lug' über d'Lippen gebracht hat, der als Bube schon gebetet hat: „Vater im Himmel, schütz meinen Schlaf und den von alle braven Menschen!" Sein's nit brav, — habn's des nit bewiesen? O, o, da fangt's mir an in der Seel zu rasen, ich fühl's, ich will was Ungeheures thun und je mehr ich's fühl, je mehr weicht der Haß zurück, der mich dazu angetrieben hat. Die Rakete brennt in meiner Hand. Soll denn nur der Pfaff Recht haben, — nein, nein, da drinnen in der Brust hat der Herrgott dem Menschen selber a Stimme gegeben, die lauter tönt als Orgel und Meß', als Predigt und

Beichtstuhl. Laß die Stimme reden, Herrgott, gieb du mir an Zeichen, an Ausgang aus der Wirrsal, die mich verzehrt."

In diesem Momente ertönt es aus dem Munde seines „Erzfeindes" fromm und zuversichtlich:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein,"

und kaum hat er die wohlbekannte Weise vernommen, da weichen alle Gespenster der Nacht aus seiner ringenden Seele, und befreit fährt er auf: „Was ist das? Lieb Vaterland! — Das ist das Zeichen, vom Herrgott erbeten, das Lied wie hundertmal hab' ich's g'sungen und hab' mir nix bei denkt und jetzt! Ja ich fühl's, es is a Vaterland, was noch weiter reicht als über meine Gletscher, es lebt a deutscher Sinn; verflucht sei die Hand, die sich zu solcher Schandthat rührt. (Schleudert die Rakete weg und wirft sich auf die Knie) Hinweg damit, aan Deutscher bin i, — kaan Schurk; „Lieb Vaterland" — ja, ja das schöne Lied soll recht behalten:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Und damit eilt er zu dem kommandierenden Offizier, teilt ihm den ganzen Anschlag mit, und kämpft im Ansturme auf die im Wald versteckten Franzosen, um seine Schuld zu sühnen, mit dem Preise der Tapferkeit. Und den, den er früher mit der ganzen Kraft seiner Seele gehaßt, seinen Nebenbuhler Hermann Walther — ihn trägt er jetzt, als er schwer verwundet niedersinkt, in seinen Armen aus der Schlacht und erwidert ihm auf seine dankerfüllte Frage: „Toni, Du, Du bist's, der mich gerettet hat — Du bist's, der mich pflegt, bist also nicht mehr Feind?" — „Feind! Feind? — Soll mich der Herrgott in mein'm Sterbstundel verlassen, wenn i Dir je was anderes sein will als ein treuer Freund! — i geh nit von Dir, bis d'wieder g'sund und munter bist." —

Und er hält Wort, Hermann wird unter seiner treuen Pflege gesund, wenn er auch seinen verwundeten Arm einbüßt,

und er selbst führt ihn zurück auf seine geliebte Alm, um dort in der Bergschmiede sein Freiwerber zu sein.

Doch auch hier hat der Krieg und seine Erfolge, die gemeinschaftlichen Siege der Baiern und Preußen ganz neue Zeiten heraufbeschworen und in Kopf und Herz des alten Schmied-Hansel eine große Revolution hervorgebracht! Zwar hat er unter dem Eindrucke jenes so traurig endenden Geburtstagsfestes die Hand seiner Tochter dem falschen Schleicher Obermayer zugesagt, und heute soll die Hochzeit gefeiert werden; doch nur unter Seufzen hält der Alte sein Wort: „denn seine Gedanken sein halt jetzt wo anders — in Paris, in Metz und waaß Gott wo!“ Und wie sehr auch Obermayer gegen die Preußen eifert und alle Siegesnachrichten für „nichtswürdige Flausen von den Lutherischen“ erklärt, worüber am nächsten Sonntag auch der Herr Pfarrer mit dem Brautvater reden soll, der alte Hansel läßt sich jetzt nichts mehr vor- und einreden. „Küß' d'Hand dem Herrn Pfarrer — aber über manches hab i in der Letzt selber nachg'dacht, und da scheint mir, man ha uns doch nit immer das Rechte g'sagt. So an Krieg rüttelt halt jed's Gemüt auf und bringt an so'n alten Esel wie mich noch zum Denk'n und Studier'n“ — — —

„Ja i maag an kreuzdummes Vieh saan, aber aans mirk i doch in mein Querschädl: wann ein guter Katholik und ein Ketzer sich Jahrhundert mit anand g'rauft haben, und sie stehn dann z'sammen gegen an dritten, so wie jetzt — dann muß es 'n Grund haben, dann muß es a g'recht Sach' saan. Preußen saan gestorben davor, Baiern saan g'storben davor — was mit ihnen droben geschieht, is dem Herrgott saan Sach ganz allein; aber da hier unten haben's beide g'blutet und beider Blut soll uns ehrwürdig sein! . . . Darum wenn d'mir nit all'n Humor bei der Hochzeit verderben willst, so laß mir heut d'Preußen und dein G'schimpf in Ruh!“ — Doch der Himmel bewahrte sein gutes, unschuldiges Kind vor dem Unglück einer solchen Hochzeit. Zur rechten Zeit erscheinen die beiden tapfern Freunde Toni und Hermann, um dem alten Hansel

die Augen über seinen Schwiegersohn zu öffnen, der sich außer jenem Verrate noch eines Mordversuches an dem verwundeten Hermann schuldig gemacht hat. Und wenn nun auch Hermann als Invalide und Krüppel, wie er sich selbst nennt, nicht mehr auf die Hand seiner Tochter Anspruch machen zu können glaubt, der Vater ruft jetzt dem früher so schnöde Abgewiesenen zu: „Invalide! — sagst Du? — Ja im Arm! Aber nit im Kopfe — nit im Herzen. Auch i bin's nit, und wenn auf beiden jahrelanger Rost gelegen, nun so habt Ihr's jetzt mit Eurem Schwert hinweg geputzt. Herunter ist aller Tand, den Pfaff und Gewohnheit in mich hineingepflanzt — und wie ich fühl, daß Du Deinen Arm nit bloß für Preußen, sondern auch für's Baierland geopfert hast, so fühl ich, daß wir ein Land sein und Brüder allerwegen. Und gleich hier in meinem Haus will ich 'n Anfang machen. . . . . Hermann, Nanerl, da reichts Euch d'Hand, Nord und Süd — und nu bleibts treu zusammen für alle Ewigkeit!" — —

In diese tief ergreifende Handlung hat der Dichter nun außerdem auch einen prächtigen Humor hineinspielen lassen in den Figuren der schon oben kurz erwähnten, in der Bergschmiede angeerbten Köchin Karoline und ihres lustigen Schatzes, des Schmiedegesellen August Wetterhahn, beides ein Paar Berliner Gestalten von reinstem Wasser, wie wir sie allerdings in der zweiten Abteilung des Vortrages, die allein der komischen Kriegslitteratur gewidmet ist, noch mehrfach wiederfinden werden. Indes ein kurzes humoristisches Bildchen mag auch heute schon den Ernst des Abends unterbrechen.

Vor allem ist der Mitteilung wert der Monolog, in dem uns Wetterhahn gleich am Anfange des Stückes seine verdrießliche Lage hier oben auf der baierischen Alm also schildert: „Aerger! Aerger! die einzige Beschäftigung vor einen anständigen Menschen, den die Verhältnisse in dies Rehberge-Viertel von Europa verschlagen haben. Bloß 24 Stunden möchte ich mal so eenen aus das Berliner Jeheimratsviertel hier auf

eenen Gletscher kalt setzen, damit er begreifen lernt, was Vaterland is. Hermann mein Kollege mit das jroße deutsche Gemüt sagt immer, wenn ich mir boße: „Betrachte dir doch die himmlische Natur! — die entschädigt einen ja vor alles!" — Des is jut gesagt, — Natur! den janzen Tag Natur! Anstatt Kaffee Natur! Anstatt Weißbier Aussicht — und vor Kümmel nischt wie Jegend, als ob een gebildeter Mensch nicht mehr zu thun hätte, als den janzen Tag Luft zu kneipen. Daß der Durscht in verschiedene Jattungen eingeteilt wird, je nach die Tageszeit oder die Jemütsstimmung, davon hat diese verbüffelte Naturnation keinen Begriff. Vor alle Zustände trockenen Leberleidens giebt es hier nur eene Aushilfe — „a Milli" — des is des verführerische Jetränke, was bei uns die Hunde ins Frankfurter Thor importieren und das bei die erste Pumpe schon die heilige Taufe erhält. „Milli" — M—i—l—ch wird „Milli" ausgesprochen, ne nette Orthographie, denn wenn die „Milli" Milch ist, muß ooch die Molly 'n Molch sein, davor haben wir Kommunalschulen, Volkslehrer u. s. w. Und was mir hauptsächlich an die Kerls ärgert, ist, daß sie immer fidel sind, und sie haben jar keenen Jrund dazu. Wenn die Sonne ufgeht — und das thut sie hier aus Chikane jejen Norddeutschland ooch um een paar Stunden früher — dann singt jleich eener: „Wenn i in der Früh' aufsteh', hudeldideldi, hudeldideldi." —

So'n Blech! Der Kerl ist also in der Früh' ufgestanden, — nu frage ick eenen vernünftigen Menschen, is das een Jrund, daß er „hudeldideldi, hudeldideldi" macht?

Nee, es is'n zu dummes Volk! Herrjeh, ick vergesse janz, daß ich meine freie Zeit nich uff Betrachtungen über den Dialekt, sondern uff dem Studium der Kunst zu verwenden habe!" — Er will nämlich das eiserne Handwerk aufgeben und dramatischer Künstler werden; dem entsprechend fährt er denn fort, indem er ein Buch aus der Tasche zieht: „Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen!" Hugo Wauer sagt, das Not-

wendigste ist, daß man das Organ zeitig verrenkt, und das geschieht hauptsächlich durch Deklamation. Also legen wir los!

„Ha, wer bin ich und was soll ich hier
Unter Tigern, unter Affen,
Welchen Plan hat Gott mit mir
Und warum ward ich geschaffen?“ —

„Ja, das möcht ich auch wissen“ — unterbricht ihn hier in seiner „Kehlgymnastik“ seine „Leidensgefährtin“ Karoline — „notwendig war es nach meiner Ansicht jar nicht!“

Trotz dieser despektierlichen Aeußerung ist sie erschienen, um an seinen Schutz zu appellieren, nämlich zu einem „Durchgang“ aus der „Sklaverei dieses Landes“, denn sie fühlt sich unglücklich unter Leuten, die „eine so ordinäre Körperstärke und eine so unanständige Gesundheit besitzen, daß auch keene eenzige Nerve in dem janzen Nest zu finden ist.“ — Und sie findet Erhörung: da sie nicht nur Mut für zwei besitzt, sondern auch ein Sparkassenbuch, erhält sie die freudige Zusage: „Verlasse Dir auf meinen Schutz, mit'n bischen Kapital im Hinterjrund bin ich zu furchbare Dinge fähig.“ — Zugleich hofft er mit Hilfe ihrer Ersparnisse den großen Salto mortale an den Busen der Kunst zu riskieren. Einstweilen aber will er sich in die Küche zurückziehen, um „bei das Fläschchen, welches Karoline für ihn aufbewahrt hat, seine Destillationsstudien — wollt ick sagen Deklinationsstudien zu erneuern und dies mit eenen obligaten Jodler.“ „Denn — meint er — des seh ich nich ein — so jut wie die Kerle hier, kann ich ooch jodeln, — und wenn die es aus Verjnüjen thun, thu ick's erst recht aus Aerger. Ich jodle sogar die Verzweiflung von Kotzebuen!

„Ha, wer bin ich und was soll ich hier
Dudeldiei! Dudeldiei!
Unter Tigern, unter Affen —
Dudeldiei! Dudeldiei!
Welchen Plan hat Gott mit mir
Holdio! Holdio!
Und warum ward ich geschaffen?
Dudeldi! Dudeldi! Holdio!“ —

Und sie führen ihren Plan aus, widmen sich den „künstlerischen Pflichten," und Wetterhahn kommt — wie er später berichtet — „in Folge von die segensreiche Conzessionsfreiheit uf den jenialen Jedanken ein neues Theater zu errichten, een nationale-ökonomisches Remunerations-Theater, wo jar keen Entrée gezahlt, sondern alles in Realien abgemacht wurde. Erschter Rang: „Abgelegte Kleidungsstücke;" Parterre: „Altes Eisen, Nägel oder Pfandscheine;" Gallerie: „Cigarren oder schwedische Streichhölzer." Das Unternehmen jing jroßartig, aber — zuletzt wurden wir pleite."

Jetzt ziehen sie nun im Lande herum und geben Solovorstellungen; und so kommen sie auch auf den Kriegsschauplatz nach dem Elsaß zu unsern obigen Vorposten, und hier hätte ihnen ihre Kunst beinahe den Hals gekostet. Denn bei ihrem wunderbaren Komödianten-Aufzuge als Spione ergriffen und von dem Unteroffizier Meneke in ein peinliches Verhör genommen können sie weder Legitimations-Papiere noch ein Wanderbuch aufweisen; statt dessen findet man in ihrem Reisesacke eine Rolle, die mit den verdächtigen Worten beginnt: „Wir hatten sechszehn Fähnlein aufgebracht, Lothringisch Volk zu deinem Heer zu stoßen und Ritter Beaudricourt aus Vocouleurs war unser Führer." Da ruft der Sachse Reichel entsetzt: „Vocouleurs — eihercheses, das ist Sie ja das Hauptquartier von unserm allergnädigsten König und Herrn!" und nun heißt es einstimmig: „Da hat er Lothringisch Volk hinführen wollen? An den Baum mit ihm" — eine Lynchjustiz, der er nur durch die Energie seiner Gattin entgeht, die ihnen unter drohenden Handbewegungen die Ueberzeugung beizubringen weiß, daß sie es zwar nicht mit „Komödianten", wie einer der Soldaten äußert, aber wohl mit „Künstlern, Seelenmalern" zu thun haben und jenes inkriminierte Stück aus „eener gewissen Jungfrau von Orleans" herstammt! Und zum Zeichen des trägt sie ihnen mit ihrem Ehegemahl sogleich „ein Duett aus der neuesten Posse" vor, das unter anderen die bezeichnenden Verse enthält:

Er: „Mir wird jetzt, was soll es bedeuten
So ganz Heinrich Heinerlich,“

Sie: „Das Märchen aus uralten Zeiten
Erfüllet jetzt endlich sich.“

Er: „O seht wie die Wellen verschlingen
Den tückischen gallischen Hahn.“

Sie: „Und das hat mit ihrer Klinge
Germania gethan.“ —

Nach solchen kläglichen Abenteuern, die nichts einbringen, es sei denn hochpeinliche Gefahren, ist es nicht wunderbar, daß sie sich nach den Fleischtöpfen der Bergschmiede auf der einst so verachteten bairischen Alm zurücksehnen, und hier finden wir sie denn an dem Hochzeitstage der Tochter des Hauses wieder; Wetterhahn hat sich noch vor den letzten Versuch als Feuerwerker aufgethan mit 'nen jroßes patriotisches Bundes-Transparent, was er heute Abend probieren will. „Zieht es ooch nich“ — erklärt er resigniert — „dann fecht ick mir bis zu Linde und engagiere mir als Strippenzieher bei's Puppentheater. Dann werden die Träume meiner Jugend wahr, wo mir schon das janze Herz aufging, wenn ick die schönen Worte hörte: „Aujust zieh die Strippe!“ Und damit trägt er uns sein politisches Strippenzieher-Lied vor, das unter andern zeitgemäßen Anspielungen die an Kutschke anklingenden Verse enthält:

„Ach wie lebten wir gemütlich,
Ohne Hunger, ohne Durst,
Tranken unsere Weiße friedlich
Und vertilgten Wiener Wurst;
Da mit einmal, sollt man's glauben,
Kraucht was in dem Busch herum —
Uns die Seelenruh' zu rauben,
Ich glaub es war Napolium.
Aber Bismarck, stets gewärtig,
Sah', daß alles fix und fertig,
Und es tönt von seiner Lippe:
Nanu, Moltke, zieh' die Strippe!“

Und als nun der alte Schmied seinem jungen Paare seinen väterlichen Segen erteilt und damit gleichzeitig für den Bund von Nord- und Süddeutschland seine besten Wünsche ausspricht, ruft Wetterhahn, der hier in der Freude des Festes wieder freundliche Aufnahme gefunden: „O Bismarck, wenn du das sehen könntest, die Rührung übermannt mir! Karline laß die Strippe los!" Und damit erscheint ein Transparent, das sämmtliche deutschen Wappenschilder, die sich um das eiserne Kreuz schlingen, zeigt — ein Bild, welches alle mit dem begeisterten Rufe begrüßen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!" — —

Mit diesem Stücke sind wir nun bereits in die zahlreichere Gruppe derjenigen Dramen eingetreten, die uns nicht den ganzen Verlauf des großen Krieges, sondern nur einzelne Episoden daraus zur Darstellung bringen, wodurch denn manch schöner Zug in dem Leben und Treiben der deutschen Krieger noch in besonderem Lichte erstrahlt.

So hat uns R. Benedix neben jenem ersten großartigen Schauspiele „Alldeutschland hinein" ein recht ansprechendes Genrebildchen in einem Aufzuge gezeichnet, dessen gemütvoller Inhalt sich sofort in seinem Titel „Weihnachten im Felde" abspiegelt.

„Es ist echt deutsch, das Weihnachtsfest. Das volle deutsche Gemüt spricht sich darin aus, sich freuen, indem man Freude macht. Darum wollen wir auch in Welschland Weihnachten feiern und heute aus voller Seele Deutsche sein," — unter solchen Worten sehen wir den Vice-Unteroffizier Dorau, einen Einjährig-Freiwilligen, mit der Tochter seines Feldwebels, Hannchen Harzner, die, um sich etwas zu ihrer Aussteuer zu erwerben, der Compagnie ihres Vaters als Marketenderin gefolgt ist, zur Feier des Christabends die verschiedensten Vorbereitungen treffen, während die andern Zeltgenossen aus dem großen Parke des schönen Landhauses, in dem sie ihr Quartier bezogen haben, den unerläßlichen Christbaum herbeischaffen. Zwar erweckt der

Gedanke an die Weihnachtsfeier, die sie sonst im Kreise ihrer Lieben begangen, wehmütige Gefühle in ihrem Herzen, doch es ist ja jetzt auch ein lieber Kreis, in dem sie diesmal das heilige Fest begrüßen, der Kreis treuer Kameraden, und „wir bilden ja im Kriege alle eine Familie", setzt einer der Füsiliere gleich hinzu.

Der alte strenge Feldwebel Harzner — „jeder Zoll ein Soldat" — macht zwar auch heute zu diesem dem Krieger so fremden Treiben sein ernstes Gesicht, aber wie bärbeißig er auch auf Dorau's beredten Einwand: „Doch, Herr Feldwebel, der Mensch soll nicht allein dem Korpsbefehle gehorchen, sondern auch dem Herzen, und das befiehlt, daß man zu Weihnachten sich freuen soll" entgegnet: „Im Dienste giebt es kein Herz," — sie wissen, daß auch bei ihm unter der harten Schale ein liebeswarmer Kern verborgen, und er ebenso wie sie von der Ueberzeugung durchdrungen ist, der hier ein andrer den treffenden Ausdruck giebt: „Wir sind keine Landsknechte, für die der Krieg ein Handwerk ist, das Volk in Waffen weiß sich im Kriege immer noch den Menschen zu bewahren — und das ist eben der Vorzug unseres Volkes!"

Und so kommt denn auch hier eine erhebende Weihnachtsfeier zu Stande, und unter dem Scheine eines strahlenden Christbaumes, den zu schmücken „ja jedem Deutschen das Talent angeboren ist," empfangen sie ihre mannigfaltigen Gaben, darunter ein jeder ein Päckchen aus der Heimat, die Dorau, der hier „als der einzige ohne Familienanhang und somit als der einzige freie Mensch" die Würde eines Weihnachtsvaters für sich in Anspruch nimmt, schon am Morgen selbst von der Feldpost für sein ganzes Quartier abgeholt hat. Und als er nun auch ihrem Feldwebel eine schöne kurze Pfeife mit den Worten: „Kinder müssen ihren Eltern auch etwas schenken; wir haben alle zusammengelegt für die Mutter der Kompagnie", überreicht, da ist denn das Eis gebrochen, und vollends gehen diesem die Augen über, als ihm unter dem Christbaume der Freiwillige von Wolfshagen im Auftrage seines Verwandten des Generals

von Wolfshagen das eiserne Kreuz überreicht, das ihm seine Majestät der Kaiser für seine Tapferkeit bei Gravelotte und Sedan in Gnaden verliehen hat. —

Tritt uns so in den bisherigen Dramen der Krieg und das Leben seiner Kämpfer mehr nur in seinen erhebenden Momenten entgegen, so werden wir nun auch vor die Kehrseite dieses glänzenden Bildes gestellt und treten mit dem Dichter an die Stätte des Schmerzes, an das Krankenlager des verwundeten Kriegers! Denn auch über diese versteht er die Weihe seines poetischen Genius auszubreiten, und wir haben es schon durch ihn erkannt, wie hier, wenn draußen der Schlachtengott seine blutigen Orgien hält, der Engel der göttlichen Liebe seine stillen schönen Triumphe feiert, indem er die Wunden, die dort geschlagen sind, heilet und der gequälten Seele lindernden Trost spendet. Ja oft blüht auch auf diesem von Thränen getränkten Boden ein ungeahntes Glück empor. So sehen wir — wiederum geleitet von R. Benedix geschickter Hand — in dem einaktigen Drama „Wiedergefunden" in einem französischen Bauernhause in der Nähe von Metz einen jungen Krieger, den Freiwilligen von Asmuth, dem ein Schwadronshieb in den Kämpfen um Metz eine schwere Kopfwunde beigebracht hat, unter der treuen Pflege einer verwitweten Frau Hagemann, die auch ihr stilles Haus verlassen und sich in das feindliche Land nahe an die Schlachtfelder gewagt, um die Kranken mit Liebesgaben zu erquicken, allmählich gesunden, ganz wider die Erwartung seines Regimentsarztes, der darum dieser hilfreichen „Fee", wie er und die Soldaten sie nennen, das erhebende Zeugnis ausstellt, daß der Verwundete nächst Gott nur ihrer Sorgfalt das Leben verdanke. Aber der Himmel reicht ihr dafür auch reichen Lohn; sie hat sich in ihm, dem nun fast genesenen Jünglinge, den eigenen ihr einst als zweijähriger Knabe im badischen Aufstande durch ein unseliges Verhängnis, das auch ihrem Manne das Leben gekostet, entrissenen Sohn erhalten und ihn so sie zugleich als Mutter lieben und verehren gelehrt! Mit Recht kann daher der Doctor,

der ein teilnehmender Augenzeuge der ergreifenden Erkennungsscene geworden, die Handlung mit dem Ausspruche beschließen: „Der Krieg trennt, der Krieg bringt auch wieder zusammen!“

Und dieses Wort, es findet gleich noch einmal, wenn auch unter Begleitung traurigerer Verhältnisse seine Bestätigung in dem einaktigen Charakterbilde von J. Hoffmeister „Im Feldlazareth“ oder „Unterm roten Kreuz“.

Hier ist es ein junges Weib, welches das rote Kreuz genommen, um ihren verwundeten Gatten selbst zu pflegen und, wenn es sein muß, mit ihm zu sterben. Freilich treibt sie nur dies individuelle Interesse allein, und sie schrickt zusammen bei dem Gedanken, auch andere Kranke zu pflegen oder gar einer Amputation beiwohnen zu müssen. Da tritt denn die allgemeine Menschenliebe erst in ihr schönstes Licht, wenn solchen rein persönlichen Empfindungen gegenüber die Schwester Brigitte auf die höhern Pflichten des roten Kreuzes hinweist, indem sie jener erwidert: „So denkt die Gattin; doch die Schwester der Barmherzigen, sie hat keinen Gatten, keinen Bruder, keinen Vater, keinen Freund — jeder Leidende ist ihr Pflegling, und ihre Hand reicht sie jedem, welcher ihrer Hilfe bedarf.“

So pflegt sie hier nicht blos den schwer verwundeten Gatten, zu dem nun seine junge Frau geeilt ist, sondern mit ihm zugleich in dem nämlichen Krankenzimmer einen andern Krieger, der — wie es sich nun herausstellt — der ehemalige Verlobte jener ist, dem sie aber nicht aus wankender Liebe, sondern in Aufopferung für ihren Vater, den nur ein reicher Schwiegersohn aus seiner bedrängten kaufmännischen Lage retten konnte, die Treue gebrochen. Da wird denn ihr Herz von doppeltem Wehe zerrissen: die Anklage jenes, den sie noch immer liebt, und die Pflichten gegen einen Mann, den sie als einen edel gesinnten so treu verehren gelernt — sie treten in einen harten Kampf mit einander, den aber der Tod versöhnend schlichtet. Ihr Gatte unterliegt bei der notwendig gewordenen Operation — und ihr eigener Schwiegervater, nachdem er den

Zusammenhang der Verhältnisse erfahren, adoptiert nun an Stelle seines einzigen, ihm durch den Krieg entrissenen Sohnes den frühern Verlobten der jungen Witwe, der sich auch als einen edlen Freund des verstorbenen in seinem schweren Leide erwiesen.

Ist es hier der Tod für das Vaterland, der lösend in die Verwirrung eingreift, die der Menschen Sinnen und Planen hervorgerufen, so ist es in einem andern Stücke wieder treue Bruderliebe, die an ihrem Schmerzenslager den Fluch des Vaters von dem Haupte eines reuigen Sünders abwendet! „Der Franktireur", ein kleines Kriegsbild in einem Aufzuge, so lautet der Titel dieses Dramas,*) dessen Verfasser Rudolf Behrle uns damit zugleich an die widerwärtigste Ausgeburt der französischen Kriegführung, an jenes meuchelmörderische Freischützentum erinnert.

Was nun diese Handlung ganz besonders erschütternd macht, das liegt in dem Umstande, daß der hier geschilderte Franktireur kein Franzose ist, — bei dem ein solcher Verzweiflungskampf für die heimische Erde noch allenfalls seine Entschuldigung findet — nein, es ist ein Deutscher, Franz, der verlorene Sohn des Schneehaldenbauers Toni Bleibtreu vom Schwarzwalde. Er hat seinem schönen Namen wenig Ehre gemacht; dem Trunke und Spiele ergeben hat er in schlimmer Gesellschaft des Vaters Hab' und Gut verpraßt und ist schließlich wegen Betruges verfolgt und verworfen von Gott und Menschen nach Amerika gegangen. Doch bald wieder von dort zurückgekehrt ist er im Elsaß aus Haß gegen sein Vaterland Franktireur geworden, und hier hat er — um das Maß seiner Schuld voll zu machen — aus dem Hinterhalte einen deutschen Soldaten schwer verwundet, der — ohne daß er selbst eine Ahnung davon hat — sein leiblicher Bruder ist! Vor den verfolgenden deutschen Soldaten flieht er in eine verlassene

*) Der Verfasser widmet „diese anspruchslose Gabe der Muse im Hochgefühle freudiger Bewunderung der Großherzoglich Badischen Division" u. s. w. —

Bauernhütte in den Vogesen; dahin bringt man auch den schwer verwundeten Bruder, und hier ist es nun, wo wir ihn, — als er aus seinem Verstecke lauschend sich der ganzen Schwere seiner That bewußt wird — von tiefster Reue ergriffen sehen und zerknirscht ausrufen hören: „Hat er mich endlich doch gefunden, den ich so lange gehöhnt? . . . Der droben hat mir Verworfenen jetzt das Ziel gesteckt. (Wirft das Gewehr leidenschaftlich von sich.) Weg verdammtes Mordwerkzeug. Hermann! Mit Gottes und des Vaters Fluch beladen steh' ich vor Dir, steht Dein Bruder Franz als Kain vor Dir!" — So entdeckt er sich seinem entsetzten, jetzt auch in der Seele schwer getroffenen Bruder, der, zwar nach innerem Kampfe, doch mit dem rührenden Worte: „Aus Liebe zu unserer Mutter sei's vergessen und vergeben", dem Verzweifelnden die Bruderhand nicht versagt und auch den schwerzürnenden Vater, der mit Liebesgaben aus seinem Dorfe auf dem Platze der schrecklichen That erscheint, durch die mahnende Bitte: „Wenn wir vergeben, wird auch Gott vergeben", zur Milde und Versöhnung bewegt. —

In diesem Vater schildert uns der Dichter zugleich einen schlichten Mann aus dem Volke, der von ganzem Herzen sich des neuen deutschen Reiches freut und die Mäkler und Mängler der neuen Ordnung mit dem offnen Worte tadelt: „Seit dem alten Napoleon sind wir daheim in dem zerschnittenen Reich als Volk so recht verletzt und in den Sumpf verfahren. Da nun eine starke Hand die verrenkten Glieder unserer Stämme wieder einfügt in Germanias Riesenleib und die seither Getrennten sammelt, die von Gottes- und Rechtswegen zusammen gehören, so ist es unrecht zu sagen: dies und das gefällt mir nicht und mag ich nicht, jenes sollte anders sein. Wer an der Morgensuppe mäkelt, ist auch nicht des Mittagessens wert." —

Und so wollen auch wir nun mit diesen kräftigen Worten des kernigen Schwarzwälder Bauersmanns unsere heutige Betrachtung schließen, und mit ihm rufen:

„Der deutsche Krieger, das deutsche Vaterland, der deutsche Kaiser — sie leben hoch!" *)

---

*) In loser Beziehung zu dem Kriege stehen ferner: „Seit Gravelotte!" dramatische Kleinigkeit in einem Acte von F. Zell; der Hauptmann von Minden überbringt der Baronin Walburg das Notizbuch ihres bei Gravelotte gefallenen Gemahls, woraus er sich die Lieblingssentenzen desselben gemerkt und nun durch vielfache Citate daraus die Sympathie der jungen Witwe für sich erweckt und schließlich auch, nachdem er ihr selbst diesen Betrug, den er aus Liebe verübt habe, entdeckt, durch sein ritterliches Wesen ihre Hand gewinnt.

Die Waffen endlich, die in diesem Kriege in ihrer Güte gewetteifert, auch sie haben einem einaktigen Schwanke Titel und Verwickelung der Handlung — wenn auch ohne alle weitere Beziehung auf den Krieg selbst gegeben; er heißt: „Chassepot oder Zündnadel von Ad. Reich. — —

2.

Die humoristischen Dramen.

„Wie in Deutschland weittragende politische Begebenheiten stets bedeutenden Einfluß auf unsere Litteratur geübt haben" — sagt der Freiherr von Ditfurth in einem Vergleiche zwischen den Dichtungen der Jahre 1813 und 1870,*) — „so ist es auch bei diesen beiden großartigsten Ereignissen des Jahrhunderts der Fall gewesen." „In der That war die Gesammtentflammung und Erhebung des deutschen Volkes" — wie es schon bei dem ersten Vortrage betont ist — „damals wie jetzt durch alle Schichten gleich, dieselbe Einmütigkeit, den alten Erbfeind niederzuwerfen. Dies spricht sich in der Litteratur jener wie dieser Tage auf's Entschiedenste aus. In raschester, kürzester Weise wird diese Zeitstimmung in der Poesie niedergelegt; in Liedern der Kunst- wie der Volksdichtung durchflog sie in Sturmeseile alle Gauen des weiten deutschen Landes."

„So begegnen wir in beiden Zeiten einer beachtenswerten Uebereinstimmung dieser poetischen Ergüsse. Nur in ihrem Grundton weichen sie etwas von einander ab, denn im allgemeinen ist die Stimmung der Kunst- wie Volkslyrik in den Freiheitskriegen ernster als diejenige des letzteren, eine natürliche Folge der politisch verschiedenen Lage. Damals galt es, den heimischen Boden erst von dem kühnsten, gewaltigsten Feinde

*) F. W. v. Ditfurth „Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—71," Einleitung p. VIII. Hierzu vergleiche den ersten Vortrag p. 17, wo einzelne Sätze aus obigem Citate bereits mitgeteilt sind.

zu befreien, während jetzt ein wohlgerüstetes fast ganz geeintes Deutschland den Gegner sofort im eignen Lande angreifen konnte."

„Dort, in so schwankenden Verhältnissen, war der Boden mehr für den Ernst der Poesie, als für den Humor geeignet, der erst mit günstigerer Gestaltung der Lage mehr hervortrat; hier aber ließ volles Kraftbewußtsein und Sicherheitsgefühl den Humor schon gleich anfangs in allen Farben aufblitzen."

Was hier zunächst nur von der Lyrik behauptet wird, das gilt in dem nämlichen Grade auch von der dramatischen Litteratur jener Tage, und hier war es besonders die spezifisch Berliner Posse, die sich des oft in so grellem Kontraste mit der französischen „Großmaulschaft" stehenden Fiaskos ihrer Heerführung als eines willkommenen und ergiebigen Stoffes zu guten und schlechten Witzen mit allem Nachdrucke bemächtigte. Da ist es denn gleich die erste Heldenthat des Heeres der großen Nation, an welcher noch der Kaiser selbst mit seinem Sohne mitgewirkt hatte und die in Paris unter den Auspicien der Kaiserin von den chauvinistischen Zeitungen zu der tragikomischen Scene von dem kugelsuchenden Prinzen und den vor Rührung ob solchen Heldenmutes weinenden Grenadieren aufgebauscht wurde, die, nachdem der widervölkerrechtliche Ansturm der Franzosen auf eine offene Stadt an der besonnenen Tapferkeit nur weniger deutscher Kompagnien so kläglich gescheitert war, wie in vielen derben Volksliedern, so auch in dem humoristischen, einaktigen Kriegsbilde von E. Hirthe „Ein Tag in Saarbrücken" oder „der Franzose in der Mausefalle" ihre verdiente satirische Geißelung gefunden hat.

Der Hauptheld des Stückes ist ein echtes Berliner Kind, Carl, der Lehrjunge bei dem Bäckermeister Walter in Saarbrücken, der sich mit dem selbstbewußten Ausrufe: „Meester, ich bin ein Berliner und die fürchten sich nicht einmal vorn Schutzmann, also schon gar nicht vor so'ne großmäulige Franzosenbrut!" für seinen Herrn in einen Zweikampf mit dessen unverschämter Einquartierung, dem Franzosen Boquin

einläßt, wobei es ihm gelingt über den mit pfiffiger List zu Falle gebrachten einen Backtrog zu stülpen, auf den er sich schleunigst mit aller Wucht seines Körpers hinaufsetzt, und nun der auf seinen Jubelruf: „Eine Mausefalle — ich habe ihn" herbeieilenden Familie die drastische Erklärung giebt: „Fritze, ich sitze auf der Spitze der Civilisation!"

Dieser Humor der witzigen Kinder aus „Spree-Athen" macht sich nun in allen Lagen des an Wechselfällen reichen Kriegeslebens geltend, und als nach den rasch auf einanderfolgenden glänzenden Siegen die langwierigen Belagerungen von Metz, Straßburg und Paris die Geduld und Ausdauer unserer mutigen, immer vorwärtsstrebenden Krieger auf eine harte Probe stellten, auch da war es seine unverwüstliche Kraft, die das Herz selbst unter den ärgsten Beschwerden des Lagerlebens, unter Hunger, Durst und einer seltenen Ungunst der Witterung frisch erhielt und jene wahrhaft prächtig-komische Vorposten-Poesie zeitigte, von der uns die kostbarsten Perlen, wie jenes Berlinische:

„Hier is et kalt und zucht och sehr"

oder

„Es ist eine schöne Gegend
Um diese Festung hier,
Und wenn es manchmal nicht regnet
So sieht man was von ihr"

aus den Volksliedern noch in Erinnerung sein werden. Ja, das einzige, was hier trocken,

Waren Kehle und Humor" —

so besangen die Soldaten ihre bei dem unaufhörlich strömenden Regen oft so klägliche Lage, und so schildert uns auch derselbe Dichter, dessen gewitzter Berliner Bäckerjunge jenem unverschämten Franzosen Boquin die „Saarbrücker Mausefalle zu stellen wußte, der Dichter E. Hirthe in einem einaktigen militärischen Schwanke „Auf Vorposten bei Metz" einen nicht weniger flotten Berliner Infanteristen, Blaumüller mit wohlbekanntem Namen, der uns über die Verhältnisse seines Magens sogleich die unzweideutige

Aufklärung giebt: „Donnerwetter, ich habe einen Hunger im Leibe — es ist zwar alles, was ich drinn habe, aber der ist nicht von Pappe." Doch, trotzdem ihn „das Pech verfolgt hat, von den Liebesgaben nichts weiter erhalten zu haben, als ein Buch mit dem schönen Titel „Verzeichnis aller bisher gesammelten und versendeten Liebesgaben für unsere braven Truppen im Felde" — ein Buch, das er nachher einem gefangenen Franzosen geschenkt hat, damit „die sich wenigstens ärgern, was die deutschen Truppen bei Metz für ein gutes Leben führen", — trotzdem sind die Kräfte seiner Seele noch lange nicht gebrochen, denn — setzt er zu obigem Stoßseufzer gleich hinzu — „es schadt nischt — alles vor's Vaterland! Alle für einen und einer für alle! Leben und leben lassen!" Und nun entwirft er uns ein drastisches Bild von allen seinen Freuden und Leiden auf einsamer Wacht, die jetzt aber ein braver baierischer Kamerad und Waffenbruder Kernhuber, der ihm bei Wörth das Leben gerettet, mit ihm teilt — ein Freundschaftsbund, den sie denn auch allen Deutschen als Muster in dem Kouplet aufstellen:

„Niemals wollen wir uns trennen,
Immer laßt uns einig sein,
Uns stets freudig Brüder nennen,
Das bringt Ehre uns allein!
Niemals soll das Band zerreißen,
Darnach strebe jeder hin:
Einig Baiern, Sachsen, Preußen,
Alle Deutschen nur ein Sinn." —

Es wäre nun wunderbar, sollten wir hierbei im Kriegsdrama nicht auch dem eigentlichen Schöpfer aller Vorposten-Poesie, unserm unsterblichen Füsilier Kutschke begegnen! Vielmehr „Kutschke ist immer der erste, der auf Feldwache muß — das versteht sich — davor bin ich Kutschke," so belehrt er uns selbst über seine gewichtige Stellung im Heere in der humoristischen militärischen Soloscene „Kutschke auf Vorposten" von M. Bauermeister. Er ist überhaupt „die Charakterfigur eines deutschen Wehrmannes, ja der vollendete Typus des als

Person gedachten gesamten Volkes in Waffen", darum wird er denn auch überall dazu berufen, im Kreise seiner Kriegskameraden die Hauptrolle zu spielen; besonders im Lager vor Paris, wie uns dies in einem der gelungensten militärischen Schwänke: „Im Lager vor Paris oder Füsilier Kutschke" von E. Hildebrandt geschildert wird.

„Was aber sagste nun, Paris?
Nu wird dir doch bald eklich mieß!
Du grande nation, nu sieh' mal her:
Da liegste nu und jappst nich mehr!"
„Nu ziehste mit dem Heidenkorps
Wohl nich durchs Brandenburgerthor,
Nu schreiste nich mehr: à Berleng
Futsch biste — Schnedderengdendeng u. s. w."

Mit diesem Chorliede werden wir mitten in das fröhliche Lagerleben der deutschen Soldaten vor Paris versetzt, die hier Süddeutsche, wie Norddeutsche in gemeinsamer Freude, die einen beim Feldkessel, die andern beim Kartenspiel ein Bild einträchtigster Kameradschaftlichkeit gewähren.

Den Mittelpunkt dieses Soldatenkreises bilden auch hier als die Repräsentanten des Nordens die gemütlichen Berliner Kameraden, zunächst die beiden, dem Namen nach so wohlbekannten Schultze und Müller, von denen der erste diesem unter ihnen herrschenden Tone der Brüderlichkeit den klassischen Ausdruck giebt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Een Herz eene Seele und — eene Erbswurst", was dem kleinen Sächser Krempel den staunenden Ausruf entlockt: „Gott Strambach! der Perliner is doch een belesenes Luderchen!" Indes er setzt gleich hinzu: „O mir Sachsen, mir sein och nich zu verachten! Mir sein ganz sackerlotsche Kerls! Man kleen, aber niedlich — und wer uns giftig macht, der — Herrjemerschnee — der kann's gut haben." Dann ist da der gutmütige Württemberger Spätzle, der mit seinem freundlichen: „Dös mein i auch, Brüderle" der Meinung der andern gerne beipflichtet, wogegen des hartköpfigen Baiern Hysl beliebter Kraftausdruck lautet: „Wer's net glauben will, dem

hau' i a sakrische Watschen 'runter;" denn, wie er treuherzig eingesteht — als die andern es ihm gerne bescheinigen, daß er solche Watschen in Frankreich von Weißenburg an reichlich ausgeteilt habe — „die Baiern raufe gern; es is aber auch a wahre Freud' z'raufen, wenn a'n ka Landrichter scheniert!" — eine bairische Charakter-Eigentümlichkeit, die wir bereits in dem ersten Vortrage bei dem Drama „Gewonnene Herzen" kennen gelernt haben. Eben so wenig schämt er sich seiner zweiten Stammes-Liebhaberei, des leidenschaftlichen Biergenusses; denn er setzt gleich hinzu: „Schaut's Leute, sagte der Major bei Weißenburg, jetzt ist's neun Uhr, z' Weißenburg wird um zwölfe a frisches Fäss'l ang'zapft — wer z'letzt kommt, kann's Maul wische! Da war ka Halte mehr, a jeder wollt' d' erste sein." —

Ueber alle aber ragt Kutschke, seiner Geburt nach hier ebenfalls wie im vorigen Stücke ein Berliner, der — stolz lieb ich den Spanier — in der dritten Scene mit dem Liede in ihre Mitte tritt:

„August Kutschke heiße ich, bin wohlbekannt
In dem ganzen, lieben deutschen Vaterland."
„August Kutschke heiße ich, bin Füsilier,
Vor Paris, da krauche ich schon lange hier."
„Schiller, Göthe, Wieland, Lessing, alles Schund,
Ja die Poesie, die ist jetzt, auf den Hund;
„Aus der tiefen Nacht, da schaut nur einer vor:
August Kutschke, strahlend wie ein Meteor."
„Die französ'sche Sprache, ja die ist wohl schön,
Mancher aber kann sie doch nicht recht versteh'n" —
„Deine Sprache aber kennt man weit und breit,
(seinen Säbel ziehend)
Das ist die Grammatik Toussaint-Langenscheidt!" —

Diese seine grammatikalischen Kenntnisse nun verdankt er in erster Linie seinem Großvater, der ihm beim Abschiede unter andern schönen Regeln auch die folgende mit auf den Weg gegeben: „August, wenn Du Deine Flintenkugeln als Konsonanten benutzt und die fünf Finger der rechten Hand auf eine Franzosenbacke gelegt als Vokale, dann wirst Du Dir, ohne Weiteres von der Sprache zu verstehen, in Frankreich überall

durchschlagen.“ Und damit hat er, wie die Deutschen überhaupt, sich denn auch gründlich durchgeschlagen. „Napolium wollte uns schwarz auf weiß beweisen,“ fährt er fort, „daß schwarz weiß rot keine schöne Farbe sei, deshalb zogen wir schwarzrotgold auf und haben ihm den Beweis braun und blau beigebracht, den Napoliums sowohl auch den Republikers.“ Und was nun die künftige Regierungsform in Frankreich betrifft, so wird er seinen Plan nächstens Bismarck zustellen, und dieser ist sehr einfach; nämlich „wenn wir Elsaß und Lothringen, was uns von Gott- und Rechtswegen gebührt, erst genommen haben, dann macht Bismarck zwei Striche über die Landkarte, was richtig 4 Viertel abgiebt. In die eine Ecke stellt er die Republiker, in die andere die Oleums; das dritte Viertel kommt an die Bonbons, und das letzte bleibt für Napolium. — Ich sage euch, es dauert nicht lange, dann haben sich die 4 Parteien gegenseitig aufgefressen — wir nehmen das schöne Land in Besitz, und wenn das Glück gut ist, werde ich als August der Erste Kaiser von Frankreich.“

„So'ne tiefe Erkenntnis politischer Zustände“ haben ihm selbst seine darob herzlich lachenden Kameraden nicht zugetraut; aber Kutschke weiß eben auf allen Gebieten sich die Bewunderung und damit auch die Herzen der Menschen zu erobern, und so gehört ihm denn auch allein die Liebe der vielumworbenen Marketenderin Caroline, der „reizenden Hebe aus Spree-Athen,“ die mit einstimmigem Vivat von allen Soldaten begrüßt — denn sie hat soeben für sie ein Fäßchen Cognac Prima-Sorte requiriert — das farbenreiche Bild des fröhlichen Lagerlebens vollendet. Doch Kutschke ist augenblicklich gespannt mit ihr „wie Louis mit Bismarck“, er hat sie im Verdacht der Untreue und ist nun eifersüchtig „wie'n Türke.“ Aber es beruht dieses nur auf einem Mißverständnisse seinerseits, wofür er auch alsbald reuig Abbitte leistet; denn die „Umärmelung,“ in welcher er sein Linchen mit einem vermeintlichen Franzosen gesehen, sie galt ihrem leiblichen Bruder Spillicke, der, ein etablierter Schneider in Paris, bei seiner Vorliebe für Frankreich es unterlassen

hatte, dem Ausweisungs-Dekrete der Deutschen Folge zu geben und dieserhalb denn auch bald von den Franzosen unter die Turkos gesteckt worden, um das bedrängte Vaterland zu retten. Indes die Vorgänge in der blokierten Hauptstadt haben ihn von seiner Neigung „für das Französische im allgemeinen und für Paris insbesondere" so gründlich kuriert, daß er jetzt ausruft: „Paris! Caroline, sprich mir von allen Schrecknissen der Hölle, nur von Paris sprich mir nicht! Paris! Verdammte in der Hölle sprechen das Wort nur mit Grausen aus. — Wenn ich nur daran denke, fängt mir schon an zu hungern. Ich sage Dir, Caroline, die verhungernden Grafen Ugolino haben's noch gut gegen uns gehabt. Hungern, und doch nich ganz verhungern zu können, abmagern, und doch kein vollständiges Gerippe zu sind, is mehr wie gräßlich. — Und als es so um Weihnachten rum war, und ich daran dachte, daß sie zu Hause geschlachtet hatten — in Paris bekamen wir damals pro Tag eene Flasche Wein und'n halben Katzenschwanz — den Braten aßen die Offiziere — und ich an die Wurst dachte und an die Speckseiten und an den Schweinebraten — und wie ich mir dann meinen halben Katzenschwanz ansah, — da kriegt ihr Dir een Heimweh, Caroline, een Heimweh, daß ich's nicht mehr aushalten konnte." —

„Und dazu noch die Lügen, die in Paris über den Krieg verbreitet wurden — der selige Münchhausen wäre ein Kind dagegen gewesen. Prinz Friedrich Carl ist gefallen, schrieb die eine Zeitung, der Kronprinz ist gefangen, die andre, die Seestädte Meseritz und Inowratzlaw werden blokiert, Berlin bereits von unsrer Flotte bombardiert." — So hat er denn die erste Gelegenheit benutzt, um mutig auszukneifen und sich als Kriegsgefangener in die Arme seiner liebenden Schwester führen zu lassen." — *)

---

*) Eine Fortsetzung zu dem Hildebrandtschen Stücke hat neuerdings F. Volger in dem einaktigen Schwanke: „Krieg und Frieden, oder Kutschke als Budiker" geliefert (Landsberg a. W., Volger und Klein 1881), worin uns Kutschke's Freuden und Leiden in seiner Ehe mit obiger Marketenderin geschildert werden.

Ganz ähnlich ist die Situation, die uns in dem einaktigen humoristischen Zeitbilde: „Vor Paris" von J. Böhm geschildert wird. Hier ist es ein deutscher Gärtner, der, in Paris mit Gewalt in die französische Mobilgarde eingereiht, die erste Gelegenheit benutzt, sich aus der unerträglichen Lage zu befreien und zu den deutschen Vorposten überzugehen. Er hat dabei das Glück auf den Sohn seiner früheren Herrschaft in Deutschland, den freiwilligen Ulanen Walther zu stoßen, der ihn freundlich empfängt und ihm wieder die alte Stelle in dem Hause seiner Eltern verspricht; und, um sein Glück voll zu machen, findet er hier auch in der Marketenderin des Lagers seine Geliebte wieder, die ihn alsbald mit den Worten begrüßt:

„Drum, Bertrand, nur nicht raisoniert,
Sofort wirst Du jetzt annektiert,
Denn Deutschlands Wahlspruch ist auch mein:
Mein Vaterland muß größer sein!" —

Doch zurück zu unserm Füsilier! Nicht immer bewahrt die Muse ihren Liebling vor den Kugeln der Feinde; auch er bleibt dem wechselnden Loose des Krieges unterworfen! Ja in dem dreiaktigen Original-Volksstücke von H. Jantsch ist er schon „bei Spichern durch eenen Streifschuß in's linke Bein zu eenen steifen Fuß gekommen," wie es gleich zu Anfang von ihm der kleine 8jährige Berliner, der sich mit Stolz als den Jungen von's 41. Regiment, wo Kutschke stehe, bezeichnet, berichtet. „Weil nun der Aermste mit seinem Leiden," wie sein Sergeant Neumann bedauernd hinzufügt, jedem Witterungswechsel unterworfen ist — „gerade wie die deutsche Einheit," wie er selbst meint, — so hat er sich einem Transporte von gefangenen Turkos und Zuaven angeschlossen, denn sagt er: „Ich denke mir, mein Kopf und Herz und det Gestell (auf den gesunden Fuß zeigend), det ist Deutschland, der kranke Fuß ist Baiern, da werd ich mir denn in Berlin eine Bismarcksalbe holen." Aber nicht diese allein wird ihm hier in seiner Vaterstadt unter der sorgsamen Pflege liebreicher Herzen zu teil; bei dem vernünftigen Gebrauch, den er „von seinen paar Unzen Gehirn zu machen versteht," wo-

durch er das Haus seiner Wohlthäter vor einer Familientragödie bewahrt, wird er reich beschenkt und damit ein gemachter Mann. —

Doch wie einst um des unsterblichen Homers Wiege sieben Städte gestritten, so stritten sich im Drama die Hauptstädte Deutschlands um den Ruhesitz ihres unsterblichen Kutschke, und Dresden ist's — die Stadt der Kunst, die in dem Zeitgemälde „Kutschke in Nanzig und Dresden" von Josef Feller (in 2 Aufzügen) denselben Ruhm wie Berlin für sich beansprucht.

Was der Verfasser in dem Vorworte verspricht, „in diesem kleinen Beitrage zur Kutschke-Litteratur" ein Miniaturbild des Riesenjahres 1870 zu geben, ist ihm wohl gelungen: denn es kommt in der That mit all dem Großen, was es geboren, zu befriedigender Geltung; ganz besonders aber hat es der Verfasser verstanden all' die charakteristischen Züge, die uns die Kutschkes Namen tragenden Volkslieder im einzelnen so interessant machen, in der Person seines Helden so geschickt zu vereinigen, daß wir mit dem Rat Wildenstein im Stücke unwillkürlich ausrufen müssen: „Der ganze Kutschke, wie ich ihn mir gedacht habe." Der Dichter hat eben seine Naturgeschichte am vollständigsten zu geben gewußt.

Es ist auch hier der Sturm auf die Spicherer Höhen, bei dem Kutschke seinem schwerverwundeten Lieutenant Fr. Wildenstein die tötliche Wirkung eines „gut gemeinten französischen Säbelhiebes" mit seinem eigenen Leibe abgefangen hat, weshalb sie nach der Schlacht zur Heilung ihrer Wunden in Nanzig haben zurückbleiben müssen. Wie sehr es ihn nun auch ärgert, daß derweilen, während sie vor dem „vertrakten Nanzig" still sitzen und sich langweilen müssen, die Hauptarmee ohne Aufenthalt gen Paris vormarschiert, „nachdem sie nebenher noch einen kleinen Abstecher nach Sedan gemacht und geschwind im Vorbeigehen so etliche 100,000 Franzosen mitsamt ihrem Napolium gefangen hat — die Liebe ist es, die ihn gleichwie seinen Herrn auch hier in dem Hause eines enragierten Deutschen-

hassers, des französischen Gutsbesitzers Duval, zu entschädigen weiß: sein Lieutenant liebt die Tochter des Hauses, die schöne Margot, die auch ihrerseits dem verwundeten feindlichen Krieger mit ganzem Herzen zugethan ist, während es seinem Burschen, unserm Kutschke, die „kleine Hexe, das hübsche Kammerkätzchen Agnes," angethan hat — zwei Liebespaare, die uns in manchen Zügen an Lessings Minna von Barnhelm erinnern. Doch Kutschke hält es als deutscher Jüngling, der „sich nicht so mir nichts, dir nichts küssen läßt, besonders nicht von einer Französin", zunächst noch für nötig etwas spröde zu thun; denn — betont er dem schelmischen, ihn ob solchen Gebahrens foppenden Mädchen gegenüber — „ich bin ein deutscher Füsilier und — ein Dichter, ein Poet, ein Leier und Schwert, wie unser Körner, der mit dem Schwerte wahr gemacht, was er mit der Leier gesungen;" „Liebesliedchen" aber, die nach ihrer Meinung das Wesen der Poesie ausmachen und die sie darum auch von ihm für sich beansprucht, „das is nich, wohnt nich!" Er macht nur patriotische Begeisterungslieder, geharnischte Sonette; sein Ruhm durchströmt die halbe Welt, — seinen Namen und seine Werke drucken alle Zeitungen mit großen Lettern, und sein Napoliums-Lied ist ein deutscher Nationalgesang geworden, gegen den sogar „Die Wacht am Rhein" in den Hintergrund tritt! Wie in ihm aber der poetische Genius erwacht und ihn zu diesem Liede begeistert hat, über dieses welthistorische Ereignis giebt er seiner Agnes die folgenden prächtigen Details: „Vor Saarbrücken liegt ein Wäldchen, in welchem ich eines Abends auf Vorposten stand. Es war schon duster, ach so duster, und der Mondschein schien schon schön. — Da kam die Muse in weißer Blouse hin zu mir, dem Füsilier. Und sie reichte mir so leichte, wie mir däuchte, mit Würde und mit Feier ihre Lilaleier und ich sang:

„Was kraucht da in dem Busch herum?"

Agnes kann sich nun zwar nicht in dem letzten Verse (dem 5., einem Zusatzverse, der zu dem eigentlichen Kutschke-Liede

nicht gehört, sondern erst später auf der Redaktion des rheinischen Kouriers entstanden ist*):

„Und die französische Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft!
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn,
Dort geb'n wir'n der grande nation"

mit der französischen Großmaulschaft einverstanden erklären, worin ihr Kutschke völlig Recht geben muß, denn: „das geht uns Deutschen ebenso, mit der können wir uns auch durchaus nicht einverstanden erklären"; im übrigen findet sie aber das Lied „klassisch, ach so klassisch," daß Kutschke über diese Seelensympathie entzückt aller Sprödigkeit vergißt und mit einem Kusse den Herzensbund besiegelt; ja, er verspricht ihr sogar, sie samt ihrem Fräulein, vorausgesetzt, daß sein Herr Lieutenant damit einverstanden ist, — wenn es nicht anders geht, zu entführen, allerdings nicht gleich, aber auf dem Retourwege; jetzt müssen sie erst ein wenig in Paris einziehen und das Gebäude krönen, denn Napoliums Dachstuhl sei eingestürzt. Dazu aber könnten sie nicht so viel Gepäck mitnehmen, denn sie seien keine Mac-Mahöner, wie der General von Wörth — eine Eröffnung, die dieser „Rose von Franzosin" fast den — wie sie selbst zugiebt — höchst unpatriotischen Wunsch entlockt, daß ihnen Paris seine Thore recht bald öffnen möge. —

Doch so freundlich ihnen auch im feindlichen Lande das Glück der Liebe lächelt, Kutschke behält dabei als guter Soldat ein wachsames Auge für die vielfachen Gefahren, die ihnen hier in ihrer vereinzelten Lage von dem Hasse einer fanatisierten Bevölkerung in jedem Augenblicke drohen. „Vorsicht, Erbswurst, Hafergrütze ist zu vielen Dingen nütze," das bleibt auch jetzt sein bewährter Wahlspruch, und so gelingt es ihnen denn, von der wachsamen Treue ihrer Geliebten rechtzeitig gewarnt, einen hinterlistigen Ueberfall von fünf Franktireurs mutvoll

*) Vergl. Lipperheide, Lieder z. Schutz und Trutz 4. Sammlung p. 184 über die Entstehung des Kutschke-Liedes.

abzuschlagen. Doch zu seinem Entsetzen muß der biedere deutsche Offizier dabei erfahren, daß der eigentliche Urheber ihrer Ermordung — trotzdem er sich nach Kutschke so unschuldig wie Jules Favre stelle — der Vater seiner Margot selbst ist, der freilich seinerseits wieder darüber außer sich gerät, in der eigenen Tochter die Braut seines Feindes zu erkennen. Noch stehen sie unter dem betäubenden Eindrucke dieser so niederschmetternden Eröffnungen, da ertönen in der Ferne die Trommelschläge des Generalmarsches, und auch unsere mittlerweile genesenen Krieger säumen nun keinen Augenblick mehr, dem Rufe zu ihrer Fahne zu folgen, freilich nicht ohne vorher die feste Hoffnung wiederholt zu haben, wenn der Friede geschlossen ist, ihr Lieb als Weib heimzuholen; zugleich fordert der Offizier seine Braut auf, wenn ihr Gefahr drohe, oder man ihr das Leben zu schwer mache, sich nach Deutschland zu wenden und zu seinen Eltern zu fliehen.

Und dort finden wir sie denn auch zwei Monate später wieder; auf den Rat der eigenen Mutter hat sich Margot mit Agnes nach Dresden in das Haus ihres zukünftigen Schwiegervaters, des Rat Wildenstein begeben und ist auf das liebevollste in der deutschen Familie, deren charakteristische Eigenschaft überhaupt ja „friedliche Gemütlichkeit ist" — wie die Mutter sagt — aufgenommen worden. Und nun erfahren es denn auch die Eltern zu ihrem nicht geringen Erstaunen zum ersten Male, als sie eines Tages in ihrer Zeitung das treffende Erbswurstlied:

„'Ne ganze Erbswurst wett ich drauf
Der Krieg hört in Paris erst auf." *)

---

*) Das Lied findet sich hier mit einem neuen Verse bereichert, es ist die fünfte Strophe, die also lautet:

„Na wart', es kommt nun bald der Tag,
Da steigen wir Euch auf das Dach;
Raisong, nennt es mein Unteroffizier,
Euch beizubringen kommen wir!"

zu lesen bekommen, daß sein berühmter Verfasser der Geliebte des französischen Kammermädchens ihrer Schwiegertochter und zugleich der Diener und Lebensretter ihres Sohnes sei; bis dahin hatte der Vater ihn für ein fabelhaftes Wesen, eine fingierte Persönlichkeit gehalten; denn — so erzählt er — „Kutschke sollte doch beim 40. Infanterie-Regiment sein, und dahin wurden viele Gaben geschickt, die für Kutschke bestimmt waren. Aber da war keiner, der Kutschke hieß, doch wollten alle Kutschkes sein, und von den Geschenken kam keines wieder retour." Darauf kann ihnen denn Margot die Erklärung geben: „Kutschke war früher preußischer Füsilier. Weil er aber bei der Erstürmung der Höhen von Spichern ihrem Friedrich, der damals noch bei einem preußischen Regiment stand, das Leben gerettet hatte, bewirkte dieser, daß Kutschke später gleichzeitig mit ihm zu seinem jetzigen sächsischen Regiment und seiner Kompagnie versetzt wurde."

Da giebt ihnen denn der Vater das Lied zum besten, das er soeben wieder in einer Zeitung von diesem Dichter vorgefunden, worin er selbst sich über die Mystifikation, deren Gegenstand seine Persönlichkeit ist, lustig macht:

„Nun geht's mir wie Napolium,
In alle Blätter krauch' ich rum!
Er sitzt auf Wilhelmshöh' im Matsch,
Und ich, ich steh' im Kladdradatsch!

„Und weil beim 40er Regiment
Gar keiner keinen Kutschke kennt,
Sagt man, 's giebt keinen Kutschke nich —
Das find ich doch ganz wunderlich. —

„Ich treib mir vor Paris jetzt 'rum,
Zu heilen das Delirium,
Was die Pariser furchtbar quält,
Wie mir mein Unteroffizier erzählt.

„Er sagt: die Bismarck-Medicin
Die nehmen sie nicht gerne in,
Doch wenn das Kind auch zappeln thut,
Schad't nich, denn es bekommt ihm gut."

„Die Pillen giebt die Artill'rie,
Wir aber stürmen wie noch nie
Bis an die Tuljerien im Drab,
Da geb' ich meine Karte ab."

Und während sie noch bei solchen Gesprächen seiner Ruhmesthaten gedenken, da tritt der große Unbekannte plötzlich in ihre Mitte und giebt sich durch die poetischen Antworten, die er auf jede Frage der Erstaunten erteilt, so unzweideutig als Kutschke zu erkennen, daß sie sofort auf die Vermutung kommen, den berühmten Dichter vor sich zu sehen, und er selbst benimmt ihnen denn auch alsbald alle Zweifel, indem er auf die Frage der Mutter: „Was macht denn der Freund unseres Sohnes, der Herr Kutschke," ohne Umschweife antwortet:

„Es geht ihm wie Napolium,
In alle Blätter kraucht er 'rum;
Bald ist er hier, bald ist er dort,
Jetzt richtet er an Sie das Wort! . . —
„Was stehn' Sie da und schau'n mich an?
Bin auch ein Mann, wie ein andrer Mann —
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

Und da man nun darüber verwundert ist, daß er immer so in Versen sprechen kann, erklärt er:

„In meinen Adern rollt ein Blut,
Das es einmal nicht anders thut, —
Ich mag wollen oder nicht,
Alles wird mir zum Gedicht."

Besonders viel hat er vor Paris gedichtet und sein letztes Lied, das man hier in Dresden noch nicht kennt, ist das vom Luftballon:

„Was fliegt dort in der Luft herum?
Das ist doch nicht Napolium?
Sein Pulver scheint noch nicht verpufft,
Napolium schwebt noch in der Luft." U. s. w.

Auf die Frage aber, woher ihm denn das Feuer der Begeisterung immer gekommen sei, es sei doch schon so herbstlich kalt gewesen, und gar keine poetische Witterung, entgegnet er:

„Das Feuer kam vom Wasser,
Wasser allein thut's freilich nicht,
Zu wässerig wird sonst das Gedicht,
Es muß auch etwas Brand hinein,
Wir nennen es dann Brandewein!"

Indes ein passionirter Trinker sei er darum durchaus nicht, alles nur zu seiner Zeit.

„Wenn man die ganze Nacht im Freien kampiert,
In breiweichem Kartoffelfeld liegend friert,
Womöglich noch vom Regen übergossen wird,
Und wenn dann morgens die kalten Herbstnebel kommen,
Da mach ein Schlückchen Schnaps wohl frommen! —
„Oder wenn es hineingeht in's Gewühle der Schlacht,
Wenn der Donner der Kanonen kracht,
Wenn es blitzt und knallt,
Und der Sterberuf erschallt,
Wenn die Granate saust,
Und das Pferd vorbeibraust,
Wenn die Chassepotkugel zischt,
Und den Nebenmann niederwischt,
Wenn die Fahne hochflattert,
Und die Mitrailleuse knattert, —
Dann schmeckt ein Schlückchen Branntwein gut,
Giebt dem Soldaten frischen Mut." —

Was ihn nun nach Dresden führt, das, sagt er, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. „Wie unser Neuigkeits-Podbielsky jedenfalls bereits telegraphiert hat, machten die Pariser vor einigen Tagen einen Ausfall gegen uns, der aber, wie gewöhnlich, schlecht für sie ausgefallen ist. Wir koncentrierten sie so sehr auseinander, daß sie mit einem panischen Sauve qui peutischen Elan an der Spitze der Civilisation auf Paris zurückavancierten. Da sie doch wenigstens eine Siegestrophäe mit zurückbringen wollten, ergriffen sie, da sie kein anderes Panier erwischen konnten, in der Eile das Hasenpanier. Dabei stolperten so einige 500 Mann und fielen irrtümlicher, aber unverwundeter Weise uns in die Hände. Bald darauf wurde ich zum Korporal und der Lieutenant zum Hauptmann befördert. Auch

wurden wir für unsere Bravour mit zur Exekution des Gefangenen-Transports kommandiert.“ Jetzt sei er zu ihnen vorangeschickt, um seinen Herrn, den einstweilen noch die Pflicht zurückhalte, anzumelden und so erscheint denn auch dieser bald in der Mitte der Seinigen und wird von allen, namentlich aber von seiner Margot auf das herzlichste begrüßt. — Und das Ende vom Liede?! — Vater Duval, der mittlerweile durch die Siege der Deutschen und den kläglichen Zusammensturz der napoleonischen Macht, sowie durch das Gebahren der Pariser Advokaten, „die sich eigenmächtig die Regierung angemaßt und die hungrig bellende Meute mit Lügenbrocken füttern“, von seinem „delirium französicum“ geheilt ist, und nun sein früheres Unrecht gegen den Verlobten seiner Tochter und diese selbst eingesehen hat, er trifft mit seiner Gattin noch im rechten Augenblicke in Dresden ein, um das Fest des Wiedersehens gleich zum schönen Verlobungsfeste machen zu können: er giebt dem Bunde seiner Kinder, dem er zuerst schon fluchen wollte, seinen väterlichen Segen, und um sich nicht mehr von ihnen trennen zu dürfen beschließt er sich auch in Sachsens Hauptstadt niederzulassen.

Doch auch des treuen Kutschke wird nicht vergessen; er soll auch seine Agnes heiraten, der Herr Duval zu diesem Zwecke eine Aussteuer verspricht, während der Rat Wildenstein Kutsche selbst zum Verwalter seines Landhauses in Lößnitz einsetzt. Wenn der Friede geschlossen, soll die Doppelhochzeit gefeiert werden. — Da kann denn Kutschke mit Recht am Schlusse ausrufen:

„Nun steh'n wir da im Kreis herum
Und dankens dem Napplium,
Daß uns der Lieb und Freundschafts-Band
Vereinigt an der Elbe Strand.
Hätt' er uns nicht zum Krieg gezwungen,
So wäre das uns nie gelungen.“ —

So ist denn unser preußischer Füsilier und Berliner Dichter schließlich von einem sächsischen Kollegen annektiert und

auf die klassische Stätte versetzt worden, wo einst Schiller, dessen Verse er so gerne citiert, gewandelt, als er an seinem Don Karlos dichtete — dieser, wie er sich einst scherzhaft unter einem humoristischen Gedichte, das er auf Schloß Loschwitz beim „Hemderwaschen" machte*), bezeichnete, als „Haus und Wirtschaftsdichter" der Familie Körner, Kutschke aber hat den Dichter ausgezogen und begnügt sich jetzt mit dem Wirtschaften allein: denn seine Muse hat geschwiegen seit den glorreichen Tagen der Jahre 70 und 71, und wir können ja auch nur wünschen, daß nicht so bald wieder ein neuer Krieg ihm das poetische Blut in seine Adern treiben möge. —

Doch bevor wir von unserm berühmten Freunde völlig Abschied nehmen, können wir es nicht unerwähnt lassen, daß er uns schließlich auch als König des Humbugs vorgestellt wird, der jenen berühmten und berüchtigten amerikanischen Spekulanten Phinces Taylor Barnum kopiert. Es geschieht dies in einer Frankfurter Lokal-Posse, dem 2 aktigen dramatischen Scherze „Hampelmann auf Wilhelmshöhe und im Kyffhäuser von Fr. Stoltze."

So wie jener Barnum einst mit Jenny Lind, so zieht Kutschke hier mit der durch seine Künste dupierten Kaiserin Eugenie nach Amerika, während Hampelmann aus Frankfurt auf Wunsch seines bon frère und alt ami Napoleon für diesen vom alten Barbarossa das Kyffhäuserlokal mietet, da es ihm auf Wilhelmshöhe zu unheimlich geworden. Zwar hat der alte Kaiser noch volle tausend Jahre Kontrakt, doch hat er sich Aftervermietung vorbehalten, und hierzu ist ihm Napoleon der liebste, denn — sagt er:

„Den kenne ich aus schweren Träumen!
Der ist mir recht! Da schlag ich ein!
Der soll in des Kyffhäusers Räumen
Auch tausend Jahr begraben sein!
Sein Knebelbart, gleichfalls von Flachsen,

*) „Bittschrift" heißt der Titel dieses von Goedeke in seiner großen Schiller-Ausgabe IV. p 17 mitgetheilte Gedicht.

Wird gegen mich im Vorteil sein:
Er braucht den Tisch nicht zu durchwachsen,
Da ist bereits ein Loch schon drein.
Hier soll er sitzen wie auf — Kohlen,
Und harren soll er auf die Zeit,
Da ihn sein Volk wird wieder holen
Samt der versunknen Herrlichkeit.“ —

Doch in der Figur des Kutschke hat das Drama jener Tage seinen Humor noch keineswegs erschöpft: vielmehr tauchen immer neue Gestalten aus dem reichen Kalleidoskope der komischen Muse hervor, ja es thut sich hier sogar vor unsern Blicken ein großes Kriegs-Diorama auf — eine Bezeichnung, die der Dichter O. Mylius für seine Posse „Preußens Siegeszug“ oder „Von Berlin nach Paris“ gewählt hat, weil hier der ganze Feldzug in zehn auf drei Akte verteilten Bildern:

I. 1) Zu den Waffen;
2) Auf nach Frankreich;
3) Bei Weißenburg;
II. 4) Die Preußen in Chalons;
5) Wie man Turkos fängt;
6) Mac-Mahon;
7) Vor Sedan;
III. 8) Mit Sturm;
9) Im Feldlager vor Paris;
10) Germanias Sieg —

unter den Strahlen des treffendsten Berliner Witzes, dem es auch an vielfachen „Kalauern“ nicht mangelt, seine vielseitigste Beleuchtung erhält. *)

Die Träger der Handlung sind drei höchst verschieden geartete Liebespaare, denen Germanias Sieg die Erfüllung ihrer Wünsche bringen soll. Ernst ist der Ton, der in dem

*) Bemerkenswert ist die stellenweise Uebereinstimmung der Kouplets des Hirthe'schen Stückes „Ein Tag in Saarbrücken“, mit dem vorliegenden und zwar H. No. 2 = M. No. 9: 1—3, mit einer einzigen kleinen Aenderung und H. No. 4: 1, 2, 3 = M. No. 10: 3, 4, 5. —

ersten Verhältnisse waltet, das zwischen Julius v. Hallerstein und Anna, der Tochter einer Beamtenwitwe, Frau Heimer, besteht — eine „unebenbürtige" Verbindung, zu welcher der Vater jenes, der Major von Hallerstein nur unter der einzigen Bedingung seine Zustimmung geben will, wenn der Sohn, an dessen Mut und Tüchtigkeit als Soldat er zweifelt, sich durch Bravour im Kriege auszeichnet und mit Orden geschmückt als Major in die Heimat zurückkehrt.

In komischem Kontraste hierzu steht der Landwehrmann und Unteroffizier Wilhelm Kunze „echtes Berliner Vollblut," wie er von sich selbst rühmt, mit seiner Charlotte Vierpfünder; einer „reizenden Teltower Rübe," die sich der Kochkunst in dem Hause des Majors von Hallerstein befleißigt; indes wie ihr Geliebter seine freudige Begeisterung für den Krieg in dem Liede ausspricht:

„Bin wieder eingezogen nu,
Das ist so was für meinen Goût,
Wahrhaftig meine Freud' ist groß,
Der Krempel geht nun wirklich los.
Jetzt will ich aber zeigen mir,
Nu lieber Louis, freue Dir!
Ich schone nichts, fang ich mal an,
Als echter Preuße denk ich dann:
Druf wie Blücher" —

so wird auch ihr Herz von den nämlichen Gefühlen beseelt; denn — singt sie:

„Wie gerne griff' ich zum Gewehr,
Mit frischem, flottem Sinn,
Nur schade, es ist ein Malheur,
Daß ich ein Mädchen bin." —

Und als sie nun gar von dem Institute der Marketenderinnen hört und Kunze ihr die drastische Erklärung giebt: „Eine Marketenderin ist eine weibliche Soldaten mit Schinkenstullen, Brot, Butter, Käse, Wurst, Kümmel und Kognak Versorgungs-Maschine," da ist ihr Entschluß sogleich gefaßt, sie weiß, wo

Liebe und Vaterlandsgefühl sie hinrufen: „Auf nach Frankreich,“ lautet ihre Parole.

Doch sie hat noch einen zweiten Anbeter: Fritz, den Aufwärter beim Major, der an dem Geburtsfehler der Dummheit — denn er stamme aus Rixdorf — und dem Erbfehler der Plump- und Rohheit — denn sein Vater sei Kutscher gewesen, daher seine Pferdenatur — leidet, er bestürmt sie im Angesichte des großen, großen Unglückes, das ihm passiert sei, nämlich zur Gestellung vor die Kreis-Ersatz-Kommission geladen zu sein, mit der Liebeserklärung: „O! Lotte, Du weißt, wie ich Dich achte, wie ich nach Dir schmachte, nach Deiner Liebe trachte“; — aber statt der gewünschten Umarmung erhält er die Abweisung: „Na man immer sachte; Lichte sind keene Dachte.“ — Dafür schlägt für ihn in rührender, freilich wieder von ihm nicht geteilter Liebe das Herz der Wirtschafterin Kunigunde, die ihm — wie Marie Möllers in Reuters Stromtid ihrem Triddelfritz — gerne ein Geständnis der Liebe erpressen möchte, aber selbst Goethes schöne Worte:

„Tritt den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.“

also Kourage Fritz! — vergeblich citiert. „Die alte Schraube hat' 'nen Vogel“ — das ist einstweilen ihr schnöder Lohn!

Doch der Gott der Schlachten, der Deutschlands Waffen mit ungeahntem Erfolge gesegnet, er setzt auch ihrer duldenden und aufopfernden Liebe trotz aller Abweisungen die Krone auf! Wie Anna ihren Julius, Charlotte ihren Wilhelm, so eilt auch Kunigunde ihrem „geliebten Jüngling“ in den Kampf nach, und wenn er auch diese Sehnsucht und Besorgnis um ihn zunächst wieder mit dem trockenen: „Wat ick mir dafor koofe! da hättest Du lieber zu Hause bleiben sollen“ abweist, sie läßt sich nicht abschrecken, ja, als man ihr später, um sie los zu werden, vorredet „Fritz sitze in Dijon gefangen,“ da stürzt sie ohne der Gefahren zu achten, mit dem energischen Ausrufe fort: „Sie müssen mir meinen geliebten Jüngling

wieder herausgeben, oder ich stürme die Festung, bis sie kapituliert.“ — Eine so zärtliche und zugleich so kourageuse Liebe müßte ja aber schließlich auch einen Stein erweichen, und so bedarf es denn bloß noch der ermutigenden Zurede seiner mittlerweile selbst glücklich gewordenen Freunde, und auch Fritze stürzt —

„Halb zog sie ihn
Halb sank er hin“ —

seiner treuen Kunigunde gerührt in die Arme; denn — meint er — „genau betrachtet, ist sie gar nicht so alt und so häßlich — wie sie aussieht.“ —

Das ist der Faden, wie er sich durch jene zehn Bilder hindurch zieht, die uns — wie aus ihren schon mitgeteilten Sujets hervorgeht — die Deutschen wie die Franzosen in bunter Mannigfaltigkeit nach ihrem eigenartigen Kampfes- und Lagerleben darstellen und dabei der deutschen Tapferkeit den Preis erteilen; denn auch unser dritter Held und Liebhaber Fritze — das sei schließlich noch zu seiner Ehrenrettung hinzugesetzt, — der sich anfangs bei dem Gedanken an den Krieg und das Totschießen so furchtsam gebärdete, er steht im Kampfe mutig seinen Mann.

Wenn sich nun in den bisherigen Stücken die dramatische Muse vorzugsweise auf dem großen Schauplatze des gewaltigen Kampfes bewegte und bald mit ergreifendem Ernste, bald mit erquicklichem Humor die Haupt- und Staatsaktionen selbst begleitete, so flüchtet sie sich auch wieder aus dem stürmischen Kriegesleben hinaus in die idyllische Ruhe eines traulichen Pächterhofes und führt uns hier in die Mitte von Gestalten, die uns seit langer Zeit her lieb und wert geworden sind. Vor allem ist es das alte und dennoch, „ewig jugendlich-frische“ Paar „Kurmärker und Pikarde“, das solcher Gestalt in jenen glorreichen Tagen sein 40jähriges, also fast schon goldenes Bühnenjubiläum feierte. „Denn von dem Augenblick ab“ — sagt der Verleger E. Bloch in der Vorrede zur neunten Auflage dieses Stückes, der im Jahre 1875 bereits eine zehnte gefolgt ist — „von dem Augenblick

ab, wo der Fuß des ersten deutschen Soldaten französischen Boden betrat, war dies Genrebild von Louis Schneider wieder so neu und frisch und lebendig geworden, als sei es im Kriegsjahre 1870 erst verfaßt;" es bedurfte daher nur „einiger ganz kleiner Lokal-Aenderungen", um dieses allbeliebte Stück, das sich so lebendig in dem Bewußtsein des deutschen Volkes erhalten hatte, „wie für die großen Befreiungskriege 1813—15, so nun auch für den neuen großen Freiheitskampf völlig zeitgemäß erscheinen zu lassen. Indem nun der Verleger E. Bloch in dieser neuen Kriegsauflage von diesem Gesichtspunkte sich leiten, im übrigen aber „pflichtschuldigst die treffliche Arbeit unberührt" läßt, giebt er zugleich in dem schon erwähnten Vorworte folgende interessante Daten über den Verfasser, der zugleich sein eigener Kurmärker war, und seine berühmte Pikarde.

„Der Verfasser Louis Schneider," — heißt es hier — „damals noch Königlich Preußischer Hofschauspieler in Berlin, schrieb den Kurmärker für sich, die Rolle der Pikarde für die damals ebenfalls am Berliner Hoftheater engagierte Tänzerin Adele Polin, eine geborene Französin. Beide Künstler wurden in unzähligen Darstellungen vom Hofe und vom Publikum bejubelt und in jeder Weise ausgezeichnet." Adele Polin verließ das Berliner Hoftheater später, kehrte in ihre Heimat zurück und heiratete einen berühmten Maler in Versailles. Louis Schneider verließ ebenfalls die Künstlerlaufbahn, beschäftigte sich mit literar-historischen Studien, siedelte nach Potsdam über und wurde Vorleser des Königs von Preußen und als solcher Königlicher Geheimer Hofrat. Der deutsch-französische Krieg rief ihn im August 1870 mit in des Königs Hauptquartier, das bei der Belagerung von Paris bekanntermaßen zu Versailles aufgeschlagen wurde. Eines Tages erinnerte sich der Geheime Hofrat L. Schneider, daß er sich in allernächster Nähe seiner ehemaligen Pikarde befände; er suchte sie auf — sie war vor dem Kurmärker entflohen! Diese pikante, so eigentümliche Episode ist in folgendem zierlichen Gedichtchen geschildert, das seiner Zeit in einem Journal erschien:

„Herr Schneider hatt' 'nen Stein im Brett
Bei König, Hof und Garde.
Dieweil er schuf einst die Bluett:
„Kurmärker und Pikarde."
Er schuf das Stück und spielte drin,
Die Polin war die Partnerin,
Die reizendste Pikarde."

„Sie war so nett, sie war so frisch:
Nie war der Beifall stärker,
Als wenn sie schwebte zauberisch
Im Tanz mit dem Kurmärker.
Das sind jetzt vierzig Jahre g'rad,
Kurmärker ward Geheimerat,
Nach Frankreich ging Pikardchen."

„Jetzt aber kam die Zeit, da trieb
Napoleon es ins Tolle,
Daheim nicht König Wilhelm blieb,
Nicht Kurmärker, der „olle".
Es nahm der König mit zur That
Den Kurmärker-Geheimerat
Zum Lande der Pikarde."

„Der König jeder Zoll Soldat,
Der führt in der Bataille;
Er kommt mit dem Geheimerat
Auch nach der Stadt Versailles.
„Geheimerat, Kurmärker, ei,
Nach dieser Stadt zog, meiner Treu',
Das Weiblein, die Pikarde."

„Ein Maler freite sie, Signor ....,
Der Nam' thut nichts zur Sache.
Welch' Wiederseh'n! O, stellt Euch vor,
Herr Kurmärker, ich lache! —
Der Kurmärker, ha, der war froh —
Da kommt der Maler: „Es entfloh
Vor'n Deutschen die Pikarde."

„Es lacht der König: Ha, ha, ha!"
Sie war doch sonst so mutig
Bei diesem Herrn Kurmärker da —
Für Weiblein wird's nicht blutig.

Besonders werd' mir respectiert
Das Haus, darinnen residiert
Madame la Picarde!“ —

So ging es also unserm Hofrat „Kurmärker mit seiner Pikarde in Versailles; daheim aber auf Deutschlands Bühnen, da blieb der schöne Bund zwischen der französischen Pächterin Marie und ihrem preußischen Landwehrmann Friedrich Wilhelm Schulze in ungestörter Harmonie bestehen, und in seinem neuen zeitgemäßen Gewande trug das allbeliebte Paar zu der Erhöhung der Begeisterung jener Tage getreulich das Seine bei. Denn wie sollte uns das Herz nicht freudiger schlagen, wenn wir jetzt im Gegensatz zu jenen alten, wenn auch nicht weniger ruhmvollen Zeiten unsern Kurmärker das Lied vom Tannenbaum mit der Variante singen hören:

„O Tannenboom, o Tannenboom!
Trag stolzer deine Krone!
Ein deutscher Kaiser führt uns jetzt,
Ein Deutschland, stark, nicht mehr zerfetzt!
O Tannenboom, o Tannenboom!
Trag stolzer deine Krone!“

Und dann wieder im Schlußliede:

„Wie lange unser Straßburg in Knechtschaft auch lag,
Es rückte endlich doch heran der schöne Siegestag;
Vor langen, langen Jahren, da fiel die deutsche Stadt
In fremde Hände, aber nur durch schändlichen Verrat —
Das Kind, das man, o Deutschland, dir stahl bei dunkler Nacht,
Der Deutschen Söhne Heldenmut hat dir's zurückgebracht.“ —

Aber nicht blos unserm deutschen Vaterlande, auch unserm biedern Landwehrmanne Friedrich Schulze selbst brachte der glorreiche Krieg die Erfüllung seiner Herzenswünsche: die liebliche Pisang, die ihm so schnell seine bekannten „Backpfeifengelüste — wie er selbst gesteht — in Liebesgefühle“ umzuwandeln wußte, sie wird jetzt, als er zum Unteroffizier avanciert und mit dem eisernen Kreuze geschmückt nach dem Friedensschlusse auf dem Heimwege den ihm so liebgewordenen

Pächterhof von neuem aufsucht, die Seine und folgt ihrem „'Erzallerliebsten" gerne nach Köpnick, „wo ihn eine schöne Wirtschaft erwarte," und „Köpnick," setzt er zu ihrer Beruhigung hinzu, „is nahe bei Berlin, was auf Deutsch dasselbe bedeutet, wie auf Französisch Paris — wo man das schöne Weißbier trinkt, een jesinnungsvolles Jetränke, wovon der Bürger dick und der Brauer fett wird" — Empfehlungen, deren es bei ihrer aufrichtigen Liebe zu ihm erst gar nicht bedarf — so berichtet es uns nämlich die Muse in einem neuen nicht weniger gelungenen einaktigen Genrebildchen „die Rückkehr des Landwehrmannes" oder „Kurmärker und Pikarde", zweiter Teil von Dr. A. Cohnfeld (Berlin im Verlage von E. Bloch). —

Anderer Art dagegen ist die Fortsetzung jenes Stückes, die auch in dem Verlage von E. Bloch unter dem Titel „die Pikarde in Berlin" oder „Kurmärker und Pikarde," dritter Teil von R. Hahn erschienen ist. Es hat dieses ebenfalls einaktige Genrebild, wie man aus dem Zusatze „dritter Teil" eigentlich erwarten sollte, keinen Zusammenhang mit der so eben besprochenen Fortsetzung von Cohnfeld, vielmehr schließt es sich an jenes ursprüngliche Schneider'sche Stück an, das seine Handlung in die Freiheitskriege verlegte, und spielt seinerseits um das Jahr 1820 in Berlin, wo unser Friedrich Wilhelm Schulze mittlerweile in den Besitz einer „hübschen Gärtnerei mit einem niedlichen Häuschen" gelangt ist — ein Glück, das er seinem verstorbenen Prinzipale, einem Mitgliede der französischen Kolonie, Herrn Dubois zu verdanken hat, dessen Gunst er sich durch seine Vorliebe für die französische Sprache zu erwerben gewußt. Das Baarvermögen hat sein Gönner einer Verwandten, einer „sehr weit abgelegenen Cousine oder Muhme in der Pikardie" vermacht; da sie aber trotz der ihr vor drei Monaten zugegangenen Anzeige noch immer nichts von sich hören läßt, so hofft Schulze, wie er es zu seinem Freunde und Hausgenossen, dem französischen Tanzmeister Duval ausspricht, noch völliger Universal-

erbe zu werden. Indes die Erwähnung der Pikardie erweckt in ihm die alten Erinnerungen an seine Kriegserlebnisse von anno 13 und 14 in Frankreich, das er obwohl „ihn keene Kugel getroffen, dennoch stark blessiert verlassen habe, nämlich blessé au coeur; denn er habe gerade in der Pikardie ein Mädchen kennen gelernt, — „een Mädchen, gegen welches ein Engel ein reiner Waisenjunge sei;" damit erzählt er dem teilnehmenden Tanzmeister die bekannte „Pisanggeschichte" und schließt mit der Erklärung, daß ihm nur der Trommelschlag eines plötzlichen Generalmarsches den Liebesantrag vom Munde weggewirbelt habe und daß seine Ruhe seit jener Zeit hin sei; denn er könne den Gedanken „an das Pisang nich los werden."

Nun, auch hier wird die Sehnsucht unsers treuen Liebhabers gestillt; denn die Erbcousine aus der Pikardie ist eben keine andere als seine Maria von anno 13, die, ihrer Habe durch eine Feuersbrunst in Frankreich beraubt, jetzt in Berlin erscheint, um das Testament ihres Oheims umzustoßen; doch die beiden feindlichen Parteien nehmen nach einer rührenden Erkennungsscene von Herzen gerne den von Monsieur Duval vorgeschlagenen Vergleich einer Mariage an und

„Deutschland und Frankreich einen sich
Und lieben sich ganz fürchterlich." —

Doch es giebt noch eine ganz andere Lösung, die diese schon mehr internationale Frage zwischen dem Kurmärker und der Pikarde in dem großen Abrechnungsjahre 70 gefunden hat: und zwar muß uns diese am würdigsten erscheinen!

Nach dem vierten Teile nämlich oder besser der dritten Fortsetzung des Schneider'schen Stückes, die den Titel führt: „Vater Kurmärker und Mutter Pikarde" oder „Nach 56 Jahren" (ebenfalls ein bei E. Bloch in Berlin erschienenes einaktiges Genrebild von R. Jonas) — sind beide Helden von 1813 in ihrem Lande geblieben und haben hier einen ehrsamen, nationalen Ehebund geschlossen, aber in dem neuen Kriege führt sie ein schönes Liebeswerk noch einmal zusammen.

Vater Schulze ist auf das Schlachtfeld geeilt, um seinen einzigen Sohn, der als wackerer Kämpfer ganz nach väterlicher Art in den Streit gezogen, aber nach einer Schlacht vollständig verschollen ist und bei seinem Regimente als vermißt in den Listen geführt wird, selbst zu suchen. Und die väterliche Liebe leitet ihn schließlich auf die rechte Spur! Schon will er nämlich unverrichteter Sache Frankreichs Boden mit gebrochenem Herzen verlassen, da findet er ganz unverhofft auf einem französischen Bauernhofe den so schmerzlich Gesuchten in der liebevollen Pflege einer zwar bejahrten, aber doch noch immer rüstigen Pächterswitwe Marie Bertrand, die niemand anders ist als seine Pisang aus dem Befreiungskriege! Sie hat den jungen Krieger verwundet auf dem Schlachtfelde in ihrer Nähe gefunden, hat ihn mitleidig in ihr Haus genommen und durch treue, sorgsame Wartung ihn, der schon dem Tode nahe war, am Leben erhalten — „endlich mal ein Beispiel von der gepriesenen Civilisation, an deren Spitze Frankreich — im Begriff war marschieren zu wollen" — wie der tief gerührte Vater Schulze ausruft, der von nun ab jeder Französin, die ihm in den Weg kommt, nicht mehr eine Ohrfeige, sondern ein Kuß geben will und damit bei der Retterin seines Sohnes, die ihm trotz ihrer 73 Jahre durch die schöne That jetzt noch viel schöner erscheint, einen herzhaften Anfang macht, was sie sich auch gerne gefallen läßt, nur bittet sie sich zuvor noch das schöne deutsche Lied, das ihr damals bei ihrem ersten Zusammentreffen so zu Herzen gesprochen hat, aus. Indes er hat es sich zeitgemäß umgeändert: aus dem „Tannenbaum" ist jetzt ein „Lorbeerbaum" geworden, und so singt er ihr denn die alte liebe Weise mit dem neuen Texte vor:

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün sind deine Blätter,
Wir flechten draus den schönsten Kranz,
Der heller strahlt, denn Goldes Glanz —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie schön sind deine Blätter."

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie schön sind deine Blätter!
Heil ihm, dem Hohenzollern Sohn
Auf unserm deutschen Kaiserthron —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Für ihn sind deine Blätter!“

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Vom Prinzen bis zum letzten Mann
Hat jeder wol ein Recht daran, —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum'
An deine grünen Blätter!“

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Von deinen grünen Blättern
Wirf auch ein einz'ges sanft hinab
Auf jedes Deutschen Heldengrab —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Für die auch sind die Blätter!“

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Der Friede, der uns ward gesandt,
Schuf uns ein ein'ges deutsches Land —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Grün lang' noch, Deutschlands Retter!“ —

So hat denn dies berühmte Stück von Louis Schneider in diesem Kriege immer neue Blüten getrieben und neue Früchte gezeitigt und zwar nicht blos in directen Fortsetzungen, wie wir sie soeben besprochen haben, sondern auch für neue selbstständige Dramen ist es Vorbild und Muster geworden.*) So finden wir in dem einaktigen Genrebild „In französischer

*) Auch das Stück „Zuave Lehmann“, Genrebild in 1 Akt mit Gesang und Tanz von Carl Böttcher, ebenfalls 1870 bei E Bloch erschienen, erinnert in seinen Situationen an L. Schneiders Arbeit, es spielt in Algier und führt uns ein ähnliches Verhältniß zwischen dem Berliner Lehmann, der Dienste bei der Fremdenlegion in Afrika genommen hat und der französischen Marketenderin Madelon vor, hängt aber mit dem deutschen Kriege nicht weiter zusammen.

Gefangenschaft" von A. Jahn jene beiden Urtypen des Kurmärkers und seiner Pikarde in Madelon „der Besitzerin eines Wirtshauses in einem kleinen elsässischen Dorfe" und August Bräseke „einem preußischen Grenadier," der nach Wörth in Folge einer Verwundung in französische Gefangenschaft geraten ist, wieder. Im Begriffe nach Auswechselung der Gefangenen zu seinem Regimente zurückzukehren, spricht der deutsche Krieger vorher noch in diesem elsässischen Gasthause ein, verliebt sich in die hübsche freundliche Wirtin, erwirbt deren Gegenliebe und verspricht sein Madelon nach Beendigung des Krieges mit samt ihrer Großmutter nach Berlin zu holen. So gestaltet sich in diesem Stücke die Handlung, bei der es sich nur recht wunderlich ausnimmt, daß ihre Trägerin sich in ihren Monologen stets sehr geläufig der deutschen Sprache zu bedienen weiß und erst in den Zwiegesprächen mit dem feindlichen Kämpfer sich ihrer Nationalität erinnert und nun in seinem Idiome auf Kosten ihrer sonst so geschmeidigen Zunge gar schrecklich zu radebrechen beginnt. —

In derselben Weise ferner, wie das Schneider'sche*) Genrebild wurde noch ein älteres Stück unter Beibehaltung der ursprünglichen Idee und Einrichtung auf den Krieg 1870 übertragen: es ist dies A. v. Kotzebues einaktiger Schwank: „Die Uniform des Feldmarschalls Wellington," dessen eigentliche Grundlage der Krieg zwischen den Engländern und Franzosen in Spanien bildet, das jetzt aber in seiner neuen Ueberarbeitung von M. Bauermeister (ebenfalls aus dem Verlage von E. Bloch) auf den Namen unseres großen Schlachtendenkers getauft ist und somit nunmehr den Titel führt:

„Die Uniform des Feldmarschalls Moltke."

---

*) Die neueste Fortsetzung zu dem Schneiderschen Stücke hat uns endlich im Monat März c. das militairische Theater-Album von dem oben schon erwähnten Dichter F. Volger gebracht: „Im Lager vor Metz, oder Ein Kurmärker von 1870." (Landsberg a. W., Volger und Klein 1882), ein einaktiger militairischer Schwank, dessen Hauptheldin Marie Schulze, die Enkeltochter unseres berühmten Landwehrmannes und seiner Pikarde ist.

Dieser hat sich hier einmal auf Anstiften der Muse, deren souveränem Willen sich ja niemand, auch Vater Moltke nicht entziehen kann, wenn auch nicht geirrt, so doch nach einem Gefechte verirrt und gelangt mit seinem Adjutanten am Abend in ein elsässisches Dorf, wo er in dem Gasthause zur weißen Taube, dessen Besitzer eine gut deutsche Gesinnung hegen, die freundlichste Aufnahme findet, zumal die Wirtsleute sogleich die Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Gäste „was Großes vorstellen müssen, denn der eine — meint die Frau — habe ein Gesicht, wie der St. Georg in ihrer Dorfkirche;" sie sollen darum ein Souper erhalten, dessen sich der Herr Feldmarschall selber nicht zu schämen dürfte. „Ach," ruft der Wirt bei diesem Vergleiche begeistert aus — „wenn ich einmal so glücklich wäre den großen Moltke zu bewirten!" Ja er wollte auch schon zufrieden sein, wenn nur ein Herr von seinem Gefolge bei ihm einkehrte. Bei solchem Patriotismus wird es denn auch dem Adjutanten warm ums Herz, und unwillkürlich verrät er ihm nun, daß er einen Begleiter des großen Moltke vor sich habe und daß auch der Feldmarschall selbst unter seinem Dache weile — eine Mitteilung, die unserm Wirte aber so zu Kopfe steigt, daß der Adjutant in der gerechten Befürchtung, er werde in seiner Freude dem Feldmarschall die Franzosen, noch bevor das von ihm mittlerweile requirierte Detachement von der Garde eintreffe, auf den Hals hetzen, die ruhigere Frau ernstlich bittet, sie möchte ihren Mann hüten, daß er ja keine dummen Streiche mache. Doch nicht er, sondern gerade sie selbst wird die Verräterin! Ihr Mann ist sofort nach der inhaltschweren Eröffnung des Adjutanten in das Zimmer des Feldmarschalls geeilt und hat sich mit ihm eine „ganze Viertelstunde" unterhalten, d. h. — wie er später seiner Frau erklärte — „wenn ich sage: wir haben mit einander gesprochen, so meine ich gerade nicht, daß er gesprochen hat — so ein Mann hat den Kopf gewaltig voll, und er spricht überhaupt nicht viel — ich weiß nicht einmal recht, ob er mich bemerkt hat — aber genug, ich habe ihm meinen Glückwunsch

zum Siege abgestattet;" darauf habe er zwar nicht geantwortet, indes doch nach einigen Minuten gesagt: „Gebt mir ein Glas Wein" — ein Wunsch, der ihm Befehl gewesen, wobei er das nach seinem Geschmacke Unerhörte erlebt, daß der General den Wein mit Wasser — und noch dazu am Tage eines Sieges! — gemischt habe; nach dem Trunke habe er ihm das Glas mit einem „ich danke" zurückgestellt, und dies kurze „ich danke" hat ihn so entzückt, daß er in seinem Berichte fortfährt: „O er ist gar nicht ein bischen stolz. Wir haben unsre Flasche zusammen geleert! d. h. ich stand hinter seinem Stuhle und trank die Bouteille vollends aus. Beim letzten Glase hatte ich schon etwas mehr Mut, da ließ ich ihn hoch leben! — worauf er sich umwandte und sagte: „Mein Freund, nun machen Sie, daß Sie fortkommen. Kehrt marsch! — Das ist militairisch! O Frau! Frau! Du glaubst nicht, wie so eine Unterhaltung den Menschen erhebt und begeistert! In solchen Augenblicken fühlt man, daß man nicht zum Gastwirt geboren!" —

Während also ihrem Manne solch' hohes Glück oben bei dem berühmten Feldmarschall erblühte, da hat die Frau unten in dem Gastzimmer dem französischen Präfekten, der sich bei ihr auch als einen Deutschen und Verehrer des General Moltke eingeführt hat, im Vertrauen auf diese Angaben frisch von der Leber weg erzählt, wen sie in ihrem Hause zu beherbergen die seltene Auszeichnung haben, und der darob erfreute Franzose hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als seine im Dorfe zurückgebliebene Eskorte herbeizuholen, um sich den großen Fang nicht entgehen zu lassen.

Da ist es nun die Uniform des Feldmarschalls selbst, die seine Rettung herbeiführte.

Um nämlich dieselbe, die von dem Regen des Schlachttages noch völlig durchnäßt ist, schneller zum Trocknen zu bringen, hängt der Wirt sich selbst den Mantel um und will sich „am Feuer damit umdrehen wie ein Bratenwender," und um der Sache dabei noch einen großartigeren Anstrich zu geben, holt er sich „seinen großen Säbel vom Boden herunter, so daß er jetzt

— wie man ihm gerne zugesteht — ganz entsetzlich militärisch aussieht und sogar der Meinung ist, wenn der Feind ihn so erblickte, würde er ihn ohne Bedenken für den Feldmarschall nehmen. Und dies geschieht denn auch wirklich! Der Adjutant greift diesen Ausspruch als gute Kriegslist zur Rettung seines Generals auf, und der Wirt muß nun bei dem Eindringen des Präfekten anfangs gerne und willig, dann — als die Sache ernst zu werden droht — auch trotz seiner ängstlichen Protestationen der vermeintliche Feldmarschall bleiben, bis endlich noch zur rechten Zeit die preußische Garde anrückt und nun den Herrn Franzosen die nötige, ihnen sehr unangenehme Aufklärung dieses seltsamen qui pro quo gegeben werden kann! Und alles dieses geschieht, während der wirkliche Feldmarschall in seinem Zimmer sich des ruhigsten Schlummers erfreut!

So wie hier der Herr Präfekt durch die Uniform des Feldmarschalls Moltke, so ist es in einem andern nicht weniger komischen Stücke „Ulanen im Elsaß," Burleske mit Gesang in 1 Akt von E. Hirthe das gefürchtete Ulanen-Kostüm, durch welches der Maire einer kleinen Stadt im Elsaß getäuscht und erschreckt wird, und zwar ist es hier obendrein seine eigene Tochter, die sich solch' eines gefährlichen Mittels bedient, um auf diese Weise die bisher vergeblich ersehnte väterliche Einwilligung zu ihrem Liebesbunde mit seinem ersten Schreiber zu erhalten.

Dieser läßt sich nämlich von seinem Hasse gegen die „schrecklichen Ulanen," von denen er seiner Tochter die drastische Schilderung macht: „Denke Dir einen Tiger zu Pferde mit Lanzen, Säbeln und Mitrailleusen bewaffnet, und Du hast ungefähr eine Ahnung von einem Ulanen", zu der Erklärung fortreißen, er würde demjenigen sein Hab und Gut, ja selbst die Hand seines einzigen Kindes geben, der ihm einen Ulan lebendig überbringt, und wäre es der ärmste seiner Schreiber; ja er läßt sofort, um keinen Zweifel an dem Ernste seines Wortes aufkommen zu lassen, ein Dekret aufsetzen, worin er,

seinen eben ausgesprochenen Willen dem Volke verkündet." Da nun aber „diese Herren" — wie das schlaue Töchterlein ganz richtig kalkulieret und dem erzürnten Herrn Vater später replicieret — sich nicht so leicht fangen lassen, so leiht sie sich von dem Theater-Direktor ihres Städtchens eine Ulanen-Uniform und läßt sich in dieser von ihrem Geliebten fangen. Indes so leichten Kaufes wäre sie dennoch nicht zu ihrem Ziele gelangt, wenn nicht mittlerweile ein paar echte Ulanen bei dem Herrn Bürgermeister zum Fouragieren vorgesprochen und das Ihrige zu der Verlobung beigetragen hätten. Denn da sie ganz wider Erwarten der entsetzten Gesellschaft, die gerade bei einem leckeren Schmause den Geburtstag des Maire zu feiern sich anschickt, nicht plündernd und raubend vordringen, sondern alles, was sie nehmen ganz höflich bezahlen, so läßt sich der über diese so unvermutet gute Behandlung hocherfreute Hausherr gerne bereit finden seine Tochter glücklich zu machen, ja er stößt dabei sogar mit den früher so schwer Gehaßten auf ihr Wohl an und bittet sie zugleich, ihm doch selbst zu erklären, was denn eigentlich die Ulanen, von denen man ihm soviel Schreckliches erzählt, zu bedeuten haben. Und da bekommt er denn zu hören:

„Die Ulanen sind leichte frohe Reiter
Und stehen nur in ihres Königs Sold —
Ob Schersant nun oder blos Gefreiter,
Allemal sind sie den Damen hold." —

„Aber gilt's die Feinde zu bezwingen,
Wehe ihnen, wenn wir uns nahen —
Doch wie hier beim frohen Gläserklingen
Lebe hoch der preußische Ulan." —

Noch drastischer, als in den vorigen wird die Verwickelung infolge einer deratigen Vermummung in dem 1aktigen Schwanke „Die beiden Zuaven oder Berliner im Elsaß" von R. Stuckenbrock. Hier ist es der Rentier Piefke aus Berlin — auch ein alter Bekannter aus der dortigen Lokalposse —, der auf den „lustigen Einfall" kommt seine „ollen Scatbrüder", die der Fahne gefolgt, auf dem Kriegsschauplatze durch seinen

Besuch zu überraschen. Ist doch der Besitzer ihrer Stammkneipe selbst darunter, Friedrich Schulz, der jetzt als Feldwebel mit seinen beiden Stammgästen, dem Gefreiten Wilhelm Schweppke und dem einjährig-freiwilligen Husaren Otto Helm vor der Festung Bitsch im Elsaß liegt und auf dem Pachthofe Fanchettes sein lustiges Lager aufgeschlagen hat. Doch Piefkes geplanter Ueberfall wird durch sein Mündel Lieschen, die Braut Otto Helms, auf die „der alte Schwerenöter aber selbst noch Heirats-Absichten hat", verraten, und sogleich beschließen die lustigen Krieger sich nicht blos mit dem „ollen Piefke, der überall mittenmang sein muß", einen Ulk zu machen, sondern ihm bei dieser Gelegenheit auch die Einwilligung zu Lieschens Verlobung mit Helm abzudringen. Er soll wie ein Wildfremder behandelt werden, ja der Feldwebel will ihn sogar als Spion arretieren lassen. Und der Spaß gelingt um so besser, als der komische Alte, der sich seinerseits auch einen „Haupt-Ulk" mit den Bekannten erlauben will, von der Pächterin Fanchette — „der jottvollen Fermière, mit der er sogleich Kurmärker und Pikarde spielen möchte" — die Uniform eines Zuaven erhält, der sich kurz zuvor auf ihren Hof geflüchtet und auch von ihr in der Bauernkleidung ihres Bruders gerettet worden ist. Als nun die Soldaten bei der Verfolgung statt jenes Flüchtlings den „ollen Piefke" vorfinden, da wird denn dieser sofort erkannte Berliner Zuave einem so hochpeinlichen Verfahren unterworfen, daß er schließlich in seiner Seelenangst als letztes Rettungsmittel den Ausruf thut: „Wie schade, Otto, ich bringe Dir die Einwilligung zu Deiner Vermählung mit Lieschen — und jetzt kennst Du mir nich mehr" — worauf er denn endlich als Freund und alter Bekannter auf das Herzlichste begrüßt und aufgenommen wird. —

Mit diesen drei letzten Stücken sind wir wieder in das alte, viel besungene und viel ersehnte Reichsland versetzt, dessen Verlust uns jene erste Tragödie „der letzte Bürgermeister von Straßburg" in so ergreifenden Farben geschildert hat.

Hier ist es nun besonders der Gedanke, daß die einge-

borenen Elsässer, wenigstens die ländliche Bevölkerung, in ihrem Kerne echt deutsch geblieben sind, der mit Vorliebe in den Dramen, die auf diesem Boden spielen, zur Darstellung gebracht wird, wie dies auch schon in dem Schwanke „Die Uniform des Feldmarschalls Moltke" der Fall war. Aber nicht immer tritt diese Gesinnung wie hier, gleich von vorne herein an das Tageslicht: irregeführt in seinem Urteil von Beamten und Priestern fürchtet das Volk zunächst noch vielfach in seinen deutschen Brüdern die nordischen Barbaren, die mit Feuer und Schwert das schöne Land zu verwüsten gekommen sind; hat es ja schon von seinem eigenen Heere so viel Unbill zu erdulden gehabt, um wievielmehr also von den Preußen, die — wie wir auch schon vorher gesehen — den Franzosen „noch schlimmer als Wehrwölfe" erschienen! Daher dann aber auch das große Erstaunen, wenn Deutschlands Truppen sich ganz anders betragen als jene Turkos und Zuaven, die Frankreich gegen Deutschlands Fluren gleich an erster Stelle loszulassen sich beeilte!

In diesem Gedankengange bewegen sich nun noch zwei hübsche Lustspiele, von denen das erste von R. Benedix herrührt und den Titel „Einquartierung" führt, das zweite „In Feindes Land" ist ein Kriegs-Genrebild" von E. Wiechert, beide in einem Aufzuge.

Jenes führt uns in die höheren und reicheren Kreise der elsässischen Bevölkerung ein, und zwar ist es eine „alte Dame," Mademoiselle Zephyrine, die einer Ohnmacht nahe kommt, als ihr die ebenso alte Dienerin Madelon mit einem Quartierzettel die Nachricht bringt, daß sie in ihrem Hause einen deutschen Offizier aufzunehmen habe. „Ach mir zittern alle Glieder!" — ruft sie entsetzt aus, — „wie wird der fürchterliche Preuße aussehen! Große stechende Augen, ein wilder Bart! Was man von diesen Barbaren liest ist zu entsetzlich! Es ist doch recht lobenswert von unserm Kaiser, daß er die Civilisation auch über dieses wilde Volk verbreiten will. Aber sie sträuben sich, und der Kaiser wird noch viele Mühe haben. Ich begreife nicht, warum er nicht gleich bis Berlin gegangen ist und die Preußen dort zur Civilisation

gezwungen hat." — Unter solchen Schreckensausbrüchen hat sie das Zimmer sauber gemacht, damit der Unhold nur nicht zanken könne; dazu läßt sie durch Madelon einen reichlichen Imbis und auch zwei Flaschen Wein servieren, denn eine, fürchtet sie, dürfte nicht genug sein, da die Deutschen ja furchtbar trinken sollen; sie selbst aber ziehen sich darauf eiligst zurück, schließen alle Thüren im Hause zu und lassen nur das eine Zimmer offen, das sie für den feindlichen Offizier in Bereitschaft gesetzt haben; da wird er schon wissen, wo er hin soll. Und so benutzen sie auch später, als er nach einer kurzen behaglichen Ruhe und dem trefflichen Frühstück zum Appell geeilt ist, seine Abwesenheit, um in der Zwischenzeit für ihn wieder ein gutes Diner aufzutragen, wobei mit peinlichster Sorgfalt auch nicht das geringste vergessen wird, ja sie legen ihm sogar zum Nachmittagsschläfchen die obligate Schlafmütze auf den Tisch — eine Sitte, die den Deutschen zu dem Ausrufe veranlaßt: „Seltsam, unsere Satiriker spotten über den Deutschen Michel und seine Schlafmütze, aber diese findet man überall bei den Franzosen, sie ist ein Nationalkleidungsstück des ganzen Volks. Fast kommt es mir vor, als ob die allgemeine Bildung und das politische Denken der Franzosen noch in der Schlafmütze stecke."

Wie die alten Damen nun durch's Schlüsselloch wahrnehmen, benimmt sich der Barbar beim Essen und Trinken durchaus wohlgesittet und mäßig, ja mäßiger als der Bruder des Hauses, der Abbé, wie die Dienerin freimütig bemerkt, dem man aber — entschuldigt die Schwester — sein starkes Essen, Trinken und Schlafen als einem Geistlichen auch nicht übel anrechnen dürfe; denn das Messelesen macht hungrig und durstig, und der Schlaf sei darum so fest und lange, weil die Herren dann himmlische Eingebungen haben. Doch noch immer wagen sie nicht aus ihrer Reserve herauszutreten, bis dann schließlich ihre Nichte Louise, die bei einer Kur in Wiesbaden das deutsche Wesen und auch die deutsche Treue — denn sie hat dort ein liebendes Herz gefunden — schätzen gelernt hat, von einem Besuche zurückkehrt und mit dem Ausrufe der Entrüstung:

„Aber Tante, was soll der Fremde von französischer Gastfreundschaft denken, wenn seine Wirtin ihn nicht einmal begrüßt," den Fehler wieder gut machen und damit die Ehre des Hauses retten will. Und siehe da, der gefürchtete Barbar ist ihr Geliebter aus Wiesbaden, der nun in dieser Umgebung und unter diesen Verhältnissen sofort an sie die ängstliche Frage richtet: „Und der Krieg hat nichts in Dir verändert? Du bist Französin!" Doch ruhig und bestimmt lautet ihre ihn beglückende Antwort: „Aber vom deutschen Stamme! Wenn die Völker sich bekriegen, müssen die Frauen den zerrissenen Faden der Liebe wieder anknüpfen!" Als sie aber darauf ihren Herzensbund mit einer Umarmung von neuem besiegeln, da stürzen, von neuem erschreckt, — denn sie haben wieder durch's Schlüsselloch gekuckt — die beiden alten Damen Zephyrine und Madelon herein und werfen sich mit dem Angstrufe: „Gnade, Gnade! Thun Sie ihr nichts, thun Sie ihr nichts" dem deutschen Krieger zu Füßen, worauf er lächelnd und seine Louise küssend antwortet: „Nur Liebes und Gutes!" —

Noch unfreundlicher wie hier ist der Empfang, der in dem Wiechert'schen Stücke zunächst dem Landwehr-Unteroffizier Krabbe in einer elsässischen Schankwirtschaft bereitet wird, wo er nach einem siegreichen Gefechte mit dem verwundeten Sohne seiner Berliner Herrschaft, dem Einjährig-Freiwilligen Berthhold spät am Abend Zuflucht sucht, und es der ganzen, bekannten Energie eines preußischen Unteroffiziers, um überhaupt nur zu Quartier zu kommen, bedarf. Als dies aber erst erzwungen ist, da hilft dann das gute preußische Geld, sowie die deutsche Gemütlichkeit, mit welcher der rauhe, gefürchtete Krieger die Kinder des Hauses, namentlich den jüngsten, erst drei Jahre alten Knaben Peppi an sich zu locken weiß, bald auch zu einer guten Abendmahlzeit, die nun, nachdem das Eis gebrochen, Freund und Feind in herzlicher Gemeinschaft sich wohl schmecken lassen, so daß auch hier der anfangs so abstoßende Schankwirt, wie jener Maire in dem Stücke „Ulanen im Elsaß", schließlich recht freundlich ausruft:

„Beim heil'gen Florian! hätt nicht geglaubt,
Daß sich's mit euch gemütlich leben läßt,"

worauf der Unteroffizier der Hoffnung Ausdruck giebt:

„Wer weiß — wir drücken wol uns noch als Brüder
Die Hand — Freund Nachbar — überm Rhein.

Da erscheint denn, während die ermüdeten Krieger nun in Schlaf versinken, Germania an der Büste des deutschen Kaisers und erhebt diese Hoffnung zur Gewißheit in dem schönen Epiloge, der uns somit zu den Schlußgedanken des ersten Biedermann'schen Stückes zurückführt, die ja einmal das α und ω aller unserer Darstellungen bilden; Germania sagt:

„So seh' ich endlich nach jahrhundert altem Zwist
Vereint mein Volk in Nord und Süd zum heilgen Kampf
Für das gemeinsam, heißgeliebte Vaterland.
Was Herz an Herz mit freier Regung mächtig zog,
Die deutsche Treue war's, die unvergessen blieb,
Und deutsche Treu' in Ewigkeit sei euer Bund!
. . . .
O, bleibet stets der großen Siegestage eingedenk,
Daß unauflösbar eure Waffenbrüderschaft!
Und nicht allein ein Kriegessturm sei Arm in Arm
Das Losungswort für Nord und Süd, im Frieden auch
Bewähre sich der Segen eurer Einigkeit:
Fortan ein Reich — ein Volk — ein Heer — ein deutsches Recht,
Ein deutscher Kaiser mächtig über Mächtigen —
Das walte Gott! — —

Ueberblicken wir nun zum Schlusse die ganze Reihe der vorher behandelten Kriegs-Lustpiele, so scheiden sie sich deutlich in zwei verschieden geartete Gruppen: denn einerseits fließt die Komik aus dem unverwüstlichen Humor, mit dem der deutsche Soldat, für den hier die poetische Figur des Kutschke der Urtypus geworden ist, durchdrungen von der Größe seiner guten Sache und begeistert für seinen Kaiser und sein Vaterland, alle Strapazen des Krieges willig und gerne erträgt, andrerseits ist sie auf den scharfen Kontrast basiert zwischen den Vorstellungen zunächst hochmütiger Verachtung, dann furchtsamer Scheu, die die französische Bevölkerung, die „grande nation“

über die deutsche Wehrkraft und die nordische Roheit hegt — und der so völlig anders sich gestaltenden Wirklichkeit, die die Deutschen als die unwiderstehlichen Sieger auf dem Schlachtfelde und die maßvollen, gebildeten Feinde im Quartier so vorteilhaft erscheinen läßt — eine Wahrnehnung, die der eitle National-Franzose trotz aller Niederlagen zwar mit sehenden Augen leugnet, die aber die deutsche Stammesbrüderschaft sehr bald von ihren anerzogenen französischen Vorurteilen befreit und deren Herzen für die lang verlorene, doch jetzt endlich wieder gewonnene Mutter Germania von neuem erwarmen läßt. Diese Gedanken sind es, die in den vorliegenden Dramen die vielseitigste Beleuchtung gefunden haben und als Motive der Handlung immer von neuem mit Glück und Geschick benutzt worden sind, wenn darunter auch manches Matte und Schwache mit zu Tage gefördert wird.*) —

*) Der glückliche Ausfall des Krieges hat natürllich auch jene Leierkasten-Poesie von der Art „des geschundenen Raubritters" üppig aufwuchern lassen. Dazu gehören — um hier auch die Seite der niedrigsten Komik nicht unerwähnt zu lassen — jene „Satyrisch-polemischen Zeitbilder" — wie sie sich nennen, — erschienen in Berlin 1870 im Selbstverlage von H. Hopf, Pionierstraße 22, deren 4tes beispielsweise „Die Preußen vor Paris," „civilisatorisches Zeitbild des XIX. Jahrhunderts" uns zunächst in einer drastischen Scene einen Kriegsrat der Maitressen der verschiedenen Generale vorführt, dann eine Sitzung des gesetzgebenden Körpers im Palais Bourbon, der alsdann noch eine „geheime Sitzung" folgt, in der Palikao unter allseitigem Beifall den Antrag stellt: „Gestern sind 5000 Kühe in Paris eingetrieben. Lassen Sie uns die ganze Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandeln, und laden wir dann die Preußen zum Kaffee." Das ganze schließt ein Rundgesang der Pariser, wobei die Göttin der Vergeltung in einer Wolke von Pulverdampf über der belagerten Stadt schwebend erscheint, und in den tollen Karneval hinein ihr Mene tekel mit den Worten ruft:

„Du eitle, freche Nation,
Dir wird jetzt wohlverdienter Lohn;
Nur deutscher Mut und deutsche Kraft
Vor Dir sich endlich Ruhe schafft! — —

3.

Die Einzugs- und Sedan-Dramen.

Als nun endlich auf Frankreichs Feldern der Gott der Schlachten sein blutiges Panier zu Boden senkte, und der Engel des Friedens die ruhmgekrönten deutschen Krieger wieder heimwärts führte, da begann die Muse von neuem ein geschäftiges Weben und Treiben, und es gab kein Gebiet — irdisches wie himmlisches, das sie nicht mit ihrem Zauberstabe berührte, um alle guten Geister zum festlichen Empfange der treuen, kampfbewährten Söhne zu versammeln. Ja

„Wer schildert ihn, den Tag der Wiederkehr,
Der hoch und herrlich war vor allen Tagen;
Das Fest des Wiederseh'ns, wo Volk und Heer
Sich jauchzend, weinend in den Armen lagen!

„Da war kein Herz im weiten Vaterland,
Das nicht gebebt in wonnigem Entzücken,
Da regte frohbewegt sich jede Hand,
Die Straße des Triumphes Euch zu schmücken!

„Da kamest Du! (Mein Kaiser) — Voll Inbrunst stieg
Ein Dank zum Himmel, daß es uns beschieden
Dich so zu seh'n — in einer Hand den Sieg
Und in der andern Hand den Frieden!

„Sieg-Fried' des deutschen Volkes! Strahlen gleich
Umleuchtet Dich der Ruhm, der wunderbare;
Verwirklicht steigt mit Dir empor das Reich,
Das deutsche Reich, der Traum so vieler Jahre.

„Ja wenn wir uns in ferner Jugendzeit
Ein Bild gemacht aus ritterlichen Sagen,
Dir glich es, Dir! Der nun in Herrlichkeit
Das Reichspanier entfaltet und getragen!

„So rittest Du, mein königlicher Held,
So gottergeben fromm, so treu, so bieder!
Und wie die Truppen Du geführt in's Feld,
So führtest Du sie heut' zur Heimat wieder!"

Dies war der Gruß, der unserm Kaiser bei seinem Einzuge in die Hauptstadt seines Reiches aus begeistertem Dichtermunde entgegentönte — „eine Huldigung der Bühne," die „von seines Namens Glanze neu belebt" dem königlichen Sieger an dem hohen Ehrentage „den Lorbeer und die Palme" dankbar reichte.

Unter dieser Devise nämlich „Lorbeer und Palme" widmete Julius Rodenberg Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm zwei Festspiele „zur Erinnerung an die glorreiche Heimkehr unserer Truppen aus Frankreich im Sommer 1871," von denen das erste, seinem Zwecke entsprechend „Die Heimkehr" genannt, in der Gala-Vorstellung des Königlichen Opernhauses zu Berlin am 17. Juni jenes Jahres aufgeführt wurde, während das zweite „Vom Rhein zur Elbe" im Königlichen Hoftheater zu Dresden am 12. Juli den Einzug der sächsischen Truppen feierte.

Ausgezeichnet durch erhabene Gedanken und eine edle schöne Sprache eröffnen sie die zahlreiche Gruppe jener allegorischen Festspiele, die sich auf dem idealen Boden der Geisterwelt bewegen und in reicher Mannigfaltigkeit hier himmlische Genien, dort liebe Gestalten aus deutscher Sage und Geschichte der Gegenwart den Ehrenkranz winden lassen. So führt uns das erste Stück sogleich hinauf in die Region der Wolken zu dem Throne der Gerechtigkeit, die ihr liebstes Kind den Frieden in hehrem Triumphe von den Tages- und Jahreszeiten, sowie allen Künsten geleitet mit den Segensworten auf die Erde hinab sendet:

„Der Tag ist da, den alle heiß ersehnt.
Zur Erde send' ich Dich, mein liebstes Kind,
Auf goldnem Glanz des Frühlings steig' hernieder!
Des Krieges eherne Pforten sind geschlossen,
Und eine lange Reihe guter Tage
Soll nun beginnen. Bring den Sterblichen
Der harten Kämpfe wohl verdienten Lohn;
Nimm mit Dir all' die schönen Gastgeschenke,
Die stets der Himmlischen Besuch begleiten.
Auf, holde Geister, die den Lauf des Jahr's
Voll Anmut Ihr, den Tanz der Stunden leitet!
Folgt Eurer Schwester, die der Ernte Gold
Ihr tragt auf reich bekränzten Schalen! Folgt ihr,
Die freundlich Ihr des Rechts, der Ordnung waltet!
Und Ihr, aus deren reiner Hand das Leben
Der Künste Schmuck empfängt! Daß Eure Schwester
Nach dieser Zeit voll eiserner Entbehrung
Der Welt im weißen Festgewand erscheine:
Reiht Euch um sie! — Nun auf geliebte Tochter
— — — — — — — — — — — — — — — —
Was eine Mutter geben kann, Dir geb' ich's!
Sei denn gesegnet! Ueber allen Gütern
Der Erde preis' ich hoch der Liebe Macht;
Auch sie sei Dein!" —

Entzückt küßt der Friede der Gerechtigkeit die Hand und entgegnet gerührt:

„Hab Dank, o Mutter! Nun scheidet Dein Kind,
Nun scheidet es gerne.
Gegen den Ruf der Liebe, was sind
Alle Wonnen der Sterne?

Zur Erde will ich niedersteigen,
Und zu den Menschen will ich gehn;
Ihr stürmisch Sehnen und ihr Schweigen —
Mein Herz, o lehr' es mich verstehn!
Zu allen Freudelosen,
Sie zu beglücken,
Will treten ich als Gast;
Ich will mit Rosen
Die Hütte schmücken
Und den Palast.

O Frieden! Frieden! — Laßt mich singen
Durch alle Welt dies eine Wort:
Durch alle Seelen soll es klingen
Von Haus zu Haus, von Ort zu Ort!
So will ich niedersteigen:
Was lang geschieden,
Bring' ich zurück!
Mit Palmenzweigen
Bring' ich den Frieden,
Bring' ich das Glück!"

Und damit entschwebt er mit seinem göttlichen Gefolge hinab zur Erde in den Kreis der Krieger, die auf ihrem Rückmarsche bereits an der Grenze Deutschlands angekommen sind, und führt sie unter seinem Segen heim zu Haus und Heerd.

In dem zweiten Festspiele sehen wir unter den in der Ferne verhallenden Tönen der Wacht am Rhein, die ihn heraufgelockt, den Vater Rhein aus seinen grünen Fluten beim Silberlicht des Mondes emporsteigen. Schon einmal hat er die ergreifenden Klänge vernommen, als die dunkle Wolke des Krieges von Westen her heranzog und sein Volk von Nord und Süd in Wehr und Waffen zu seinem Strande eilte, und unter Freudenthränen, wie sie Brüder, die sich nach langer Trennung wiederfinden, weinen, der laute Schwur erbrauste, den heiligen Strom zu schützen, der

„Umschimmert von der Vorzeit Morgenlichte
Seit Anbeginn germanischer Geschichte
Der deutschen Lande Lebensflut,
In dem das Gold der deutschen Sage ruht,
An dem das Gold der Deutschen Traube reift —
Dem Frevler weh', der sich an Dir vergreift!"

Da habe es ihn in seiner Tiefe Bette mächtig regriffen, und nachgerufen habe er den Schirmern seiner Freiheit:

„Glückauf! Ihr Kampfgenossen!
Ihr kämpft um hohen Preis! Dort unten liegt
Der Schatz, den ich Euch bringe, wenn Ihr siegt!
Dort unten, auf dem felsgeschirmten Boden,
Da wach' ich bei den Deutschen Reichskleinoden."

Doch still und lange habe er darauf geharrt, und manche Nacht sei schon verronnen, bis ihn in dieser wieder jener Sang erweckt und seine Brust mit freudiger Siegeshoffnung erfüllt habe. Und kaum hat er seinen Gefühlen Worte verliehen, da erscheinen auch schon seiner Töchter zweie „die blonde Mosel" und die „dunkle Saar", um ihrem alten Vater zwar von blutigen Schlachten, die sie beide gesehen, zu berichten, aber sein Herz auch zugleich durch die herrlichste Sieges- und Friedens-Botschaft zu erfreuen; denn so schließt die Mosel:

„Ich komme nicht mit leerer Hand,
Ich bringe, Vater, Dir ein halbvergess'nes Land,
Ich bringe Dir das deutsche Lotharingen,
Ich bringe Diedenhofen, ich bringe die Magd,
Die diesmal dem Kaiser den Tanz nicht versagt." —

Doch traurig und gesenkten Hauptes steigt vom Elsaß her die Ill hernieder, sie grollt den Deutschen, daß sie, des eigenen Stamms-Genossen, ihres teuren Straßburgs Mauern und Gassen zertrümmert und zerstört haben. Aber liebreich zieht sie der Vater mit den innigen Worten in seine Arme:

„Mein Kind! Wenn Liebe trösten kann,
So nimm, o nimm von mir sie an!
Hier wein' Dich aus, an Deines Vaters Brust.
Du warst verirrt. Der Fremden Tand und Lust
Hat Dich verlockt. Die Prüfungszeit ist aus,
Nun kehre heim, kehr' heim in's Vaterhaus."
Ja: „Was lang' verloren war, kehrt wieder,
Der Schleier sinkt, der es verhüllt:
Und so hat sich der alten Lieder,
Der Vorzeit Deutung mir erfüllt:
So ist's geschehen, so gekommen,
Und so der Bann von meinem Schatz genommen."

Und damit ruft er nun die Beschwörung in die Fluten seines Stromes hinab:

„Herauf, herauf, Du Siegfrieds rotes Gold
Darüber meine Woge lang gerollt.
Das echte Rheingold, das ich barg im Dunkeln,
Soll nun im Glanz des jungen Tages funkeln.

Herauf! herauf, Was Ihr so lang erstrebt,
Heil Euch, Ihr Glücklichen, Ihr habt's erlebt!
Ihr habt gehoben ihn, Ihr habt befreit
Den Nibelungenhort der Deutschen Einigkeit!"

Und bei diesem Spruche, da steigt denn nun aus dem Rhein — umgeben von den Wappen der deutschen Staaten — die deutsche Kaiserkrone empor!

Die Worte des Rheins aber haben den Chor der deutschen Ströme rings erweckt, und sie tragen sie weiter durch alle Gauen,

„Daß Nord und Süd es höre:
Das Lied der Deutschen Herrlichkeit,
Das Lied der Deutschen Ehre!"

So ist es denn ein würdiger Lorbeer und eine schöne Palme, die der Dichter Rodenberg den heimkehrenden Siegern dargebracht, und wenn sonst die Gelegenheits-Dichtung mit ihrem Werte so oft den Reiz des Augenblickes nicht überdauert, hier haben wir eine Perle von einem allegorischen Festspiele, das unsere Herzen immer von neuem erhebt und begeistert!

Nächst dem Vater Rhein giebt es nun keine Gestalt der deutschen Sage, zu dem die Muse in jener festlichen Zeit so oft und so gern ihre Wallfahrt angetreten hat, als zu dem alten Kaiser Rotbart im Kyffhäuser. Er, der so oft schon fälschlich gewähnt, daß der böse Raben-Schwarm seinen Berg verlassen habe, er ist jetzt wirklch am Ziele seines Zauberschlafes angelangt, und der ganze Dichterchorus ist nun uneigennützig genug, dem lieben Alten, der ihrer Leyer so viele hundert Jahre immer neuen Stoff zu schönem Sang geboten, die Stunde der Erlösung um die Wette zu verkünden. Wir sahen neulich schon, welch' willkommenen Aftermieter ihm der Dichter in dem gefallenen Cäsar zugeführt; doch jetzt zur Siegesfeier da ist es ein hehreres Gefolge, mit dem die Muse ihre vielbesungenen Helden deutscher Herrlichkeit ins neuerstandene Reich einholt! Kaum hat er mit seinen Rittern die Kunde von den deutschen Siegen unter Jubel und Dank vernommen, — so schildert es uns das einaktige Festspiel „Am Tage der Heimkehr" von

Carl v. Saloirti — in seinem zweiten Teile*) — eine Gabe die ebenfalls Sr. Majestät dem Kaiser gewidmet ist —, da erscheint von der Borussia und den anderen deutschen Stämmen geleitet Germania im Lorbeerschmucke das neue Reichsbanner tragend in seinem Berge und begrüßt ihn mit dem Erlösungsworte:

„Auch Dir kommt zu
Ein höchster Lohn.
Vom irdischen Thron
Bald schreitest Du
Nach Harren und Bangen,
Unsäglichem Verlangen,
Zur ewigen Ruh'!"

Er aber beugt freudig bewegt vor ihr sein Knie und spricht bereit:

„Hier meine Kron' erneut
In Kaiser Wilhelms Macht. Ich seh' befreit
Den deutschen Geist von bösem Druck und Schranken,
Sein Wachstum aus dem Reiche der Gedanken
Trat in den breiten Strom der Wirklichkeit," —

worauf ihm Germania Walhallas Ruhmes-Tempel öffnet und ihn aufnimmt unter die große Zahl von Deutschlands unsterblichen Helden.

Doch wie hier schon der Dichter den alten Kaiser von seinem neuen Nachfolger rühmen läßt:

„König Wilhelm, König Wilhelm,
Deutschlands Kaiser nun geheißen,
Nicht die Fürsten, nicht das Reich
Konnten Dich zum Kaiser machen,
Warst Du's nicht durch Gott und Dich!
Unter Deiner Führerschaft,
Unter Vorgang Deines Volkes
Ist die Einigkeit erwachsen"

---

*) In dem ersten Teile schildert uns der Dichter den Empfang eines heimkehrenden Kriegers in dem Vaterhause, der dann ermüdet in einen sanften Schlummer verfällt und dem nun Borussia mit ihrem Stabe das „irdische Auge berührt," zu schau'n, was sich begiebt im Reich der Geister.

Drum auf Preußens Ruhm und Kraft,
Der geschloss'nen Adlermacht,
Zollerns Burg vom Fels zum Meer
Ruht das neue Kaisertum" —

so führt uns diesem Gedanken entsprechend ein anderes Festspiel „Zur Heimkehr" von Max Jähns unter dem treffenden Motto:

„Was man zu diesem Fest auch bild' und dichte,
Es zieht die Summe preußischer Geschichte"

die Großthaten unseres Fürstenhauses, die unser Vaterland zu seiner heutigen Machtstellung im deutschen Reiche erhoben haben, in bezeichnenden Bildern aus den verschiedenen Jahrhunderten vor Augen.

Da erscheint zuerst, während die Kavallerie-Reveille geblasen wird, ein Reiter aus des Großen Kurfürsten Zeiten, dessen Ruhm im Kampfe gegen die fremden Eroberer, Franzosen, Polen und Schweden er verkündet und bei letzteren mit dem Rufe endet:

„Hell klingt Fehrbellin! die Mark erwacht,
Die Brandenburger, sie schlagen die Schlacht,
Die Schlacht, die zuerst den Fremden gebeut:
Fort! Deutschland hier in Ewigkeit,
Dem sich zu Schirmherrn eingeweiht
Der Hohenzollern Herrlichkeit!"

Und kaum ist dies Wort gesprochen, da ertönen neue Siegesklänge und mit dem Hohenfriedberger Marsche tritt der stolze Dragoner von Baireuth auf und bringt dem alten staunenden Kameraden die neue große Mähre:

„Es saß auf Preußens leuchtendem Thron
Im Jugendglanze ein Göttersohn;
Der herrschte über das Vaterland
Mit sonnigem Auge und sichrer Hand.
Da zogen Wetter über uns her,
Die schreckten den jungen König nicht sehr —
Und wie der Blitz aus der Wolke zuckt,
Hat Friedrich nicht das Haupt geduckt;

Er packte den Blitz im Wettergraus
Und schmiedete sich ein Schwert daraus,
Und schwang das Schwert und schwang es gut —
Wie ein steuerndes Ruder, so zwang es die Flut"

und damit erwähnt er nun die berühmten Schlachten in den schlesischen Kriegen und schließt mit der letzten deutschen That des großen Königs Friedrich, als er, ein Greis schon, dem Kaiser Joseph II. mit dem stolzen Worte „Nec soli cedo" die Bahn nach Baiern vertrat; denn, so schwur er,

„Das heil'ge Deutsche Reich
Bleibt Deutsch und müßt' ich sterben gleich!
Noch hab' ich, Gott sei Dank, Soldaten,
Es zu bewahren vor Czech' und Kroaten!"

Doch nun erklingen die schwermütigen Weisen eines Trauermarsches, sie bezeichnen

„König Friedrichs Tod"

und — wie ein Landwehrmann von 1813, der sich jetzt zu ihnen gesellt, hinzufügt —

des Vaterlandes Not!"

Und dabei gedenkt er der unglücklichen Zeit, da der preußische Aar zum Tode wund am Boden lag — —

„Doch wie dereinst, als Deutschland schlief,
Der große Kurfürst Reveille rief,
So rief auch der König sein Preußen auf
— — — — — — — — — — — — — — —
Und wie sich des Wetters Wolkenmassen
Am schwülen Himmel furchtbar fassen,
So rangen die Völker, und sie rangen sich frei —
Und die märkische Landwehr war auch dabei!

Und nachdem er nun deren Thaten vom Hagelsberg bis Belle-Alliance verherrlicht und mit ihrem Einzuge in Paris geschlossen, da tritt denn schließlich ein Soldat von heute den frischen Lorbeerkranz in der Hand mit dem innigen Gruße in ihre Mitte:

„Seid mir gegrüßt, Ihr meiner Träume Bild,
Ihr, deren Thaten schon mein Herz erfüllt,
Als ich, ein Knabe noch, mit frohem Ahnen
Im Lied gelauscht dem Rauschen Eurer Fahnen!
Seid mir gegrüßt! Was mir im Traum gelacht,
Zur stolzen Wirklichkeit gebar's die Schlacht.
Ich darf mich froh an Eure Reihen schließen,
Die stolzeste Kameradschaft zu genießen!
O zaudert nicht die Hände mir zu reichen,
Und nehmt, nehmt Ihr, Ihr meine Siegeszeichen!"

Doch zuvor soll er berichten, welch Heldentum von neuem sich denn Preußens Krieger errungen haben! Aber wie staunen die lauschenden, als er nun vom Alsensunde beginnt und von Königgrätz und dann die jüngsten Schlachten und Siege von Weißenburg und Wörth, von Metz und von Sedan anreiht und endlich auf die letzten Kämpfe, die mit der Republik das alte Gleichnis von der Hyder in außerordentlich wirksamer Weise also anwendet:

„Gefangen war Napoleon,
Vom Blitz zerschmettert sank sein Thron.
Da hob sich mit Medusenblick
Der neue Feind: — die Republik
— Ihr kennet die Sage von der Hyder:
Schlägt man auch Haupt auf Haupt ihr nieder,
Es wächst ihr nach aus Blut und Gift,
Bis sie ein Held in's Herze trifft. —
So kämpften wir: auf allen Wegen
Hob sich ein Schlangenhaupt entgegen,
Vom Schwert getroffen sank es nieder,
Und üppig wuchernd wuchs es wieder. —
Doch unser König, unser Held,
Der wußte, wie man Drachen fällt.
Des grimmen Feindes Herz: Paris,
Das war sein; und langsam stieß
Durch dichter Schuppen Gürtelringe
Er seine feste gute Klinge.
Da, wie sie bis zum Herzen drang,
Ein Jubel sich zum Himmel schwang,
Der klang so mächtig, klang so rein;

Du sollst der Deutschen Kaiser sein;
Der Feind, der Drache ist gefällt,
Und Deutschlands Krone trägt der Held!
Ein Schatz lag in des Drachen Hut,
Das war geraubtes deutsches Gut.
Lothringen, Elsaß unvergessen,
Wie lang hat euch der Feind besessen!
Jetzt hat der Held aus blut'ger Schlacht
Euch herrlich wieder heimgebracht.
— Er hält Euch fest! Sein Schwert gebeut:
„Fort! Deutschland hier in Ewigkeit,
Dem sich zu Schirmherrn eingeweiht
Der Hohenzollern Herrlichkeit!"

Da weisen alle auf die Büste des Kaisers hin:

„Dort ragt ein Haupt, Louisens Sohn!" —

und dies wird nun von ihnen mit dem Jubelrufe:

„Der deutsche Kaiser lebe hoch!"

gemeinschaftlich bekränzt.

So hat es der Dichter hier in seinem „preußischen" Festspiele verstanden uns mit wenigen, aber treffenden und markigen Zügen ein erhebendes Bild von der großen Geschichte unseres Vaterlandes, mit der Deutschlands Macht und Einigkeit so enge verknüpft ist, zu entrollen, und sowie wir dort für die Behandlung der Sage dem Dichter Rodenberg, so müssen wir auf dem historischen Gebiete ihm die Palme reichen.

Doch es ist nicht blos ein allegorisch-idealer Zug, der die Dramen der Einzugs-Poesie beherrscht, sie leihen auch im Gegensatze zu diesen glänzenden Bildern dem tiefen Schmerze ihre Stimme, der so manch verwaistes Menschenherz gerade an diesem Tage der Rückkehr unserer Truppen aus dem Felde mit erneuter Gewalt erfaßte. Hier galt es zu lindern und auch in die wunde, von Gram zerrissene Seele einen Balsamtropfen aus dem Becher der allgemeinen Freude zu gießen. Von diesem Wunsche beseelt hat Oscar Horn sein „Festspiel" zur Heimkehr der deutschen Truppen „Im Siegesheimzug" den

Familien der Gefallenen zugeeignet mit dem einweihenden Worte aus Körners „Leyer und Schwert“:

„Und sollt ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!“

Es ist hier ein Mutterherz, dem der Krieg zwei blühende Söhne entrissen, die der eigene Vater — so klagt sie voll Verzweifelung — zum Sturme gegen die feindlichen Kanonen voran geschickt. Doch als der Gatte nun, der soeben an der Spitze seines Regiments seinen feierlichen Einzug gehalten, unter liebevoller Umarmung der noch untröstlichen erzählt, wie er den lieben Gott umsonst gebeten, ihn, des Leben schon im Herbste steht, an jener statt hinwegzunehmen, wie begeistert aber seine Söhne, als die Pflicht sie rief, in den Tod gegangen und sterbend noch ihm zugerufen:

„Vorwärts, Vater, wir siegen,“

da zuckt auch ihr ein neuer warmer Strahl durch das zuvor schon ganz erstarrte Herz, und sie fühlt — die ihr vorher der Schmerz verschloß —

„Die alte Weisheit, die Jahrtausend alte,
Vom süßen Tod für's teure Vaterland!“

den selig heimgegangenen Kindern nach!

Und diese Weisheit, die hier den leitenden Gedanken der ganzen Handlung bildet, sie macht nun auch einen stereotypen Bestandteil fast aller übrigen Stücke aus, und besonders ergreifend ist hier wieder die tröstende Mahnung, die der Dichter Rodenberg in einer zweiten Abteilung seines vorher erwähnten Festspieles „Vom Rhein zur Elbe“, die uns nach Dresden unter die jubelnde, aus allen Ständen und Gegenden zum Einzugstage zusammengeströmte Menge versetzt, seinem Landpfarrer in den Mund legt; dieser hört das tiefschmerzliche Wort, das eine Kriegerwitwe ihrem verwaisten Knaben auf seine Frage nach der Bedeutung der großen Statue der Germania zurückgiebt:

„Dir armes Kind, bedeutet's nichts!"

und sogleich hat er den milden Trost bereit:

„Doch, doch — auch Dir! Zu Dir auch spricht's!
Dir sagt es bei der Glocken Dröhnen,
Dir mit dem Blick so fest, so mild,
Daß alle Schmerzen sich versöhnen
Im Hinblick auf dies hehre Bild.

Dir sagt es laut, Dir sagt es leise:
Du bist geweiht durch den Verlust;
Denn jede Witwe, jede Waise,
Sie findet Trost an dieser Brust!

Dir sagt's: Dich hab' ich mir erkoren,
Du gabest mir ein teures Pfand!
Den Vater wol hast Du verloren,
Doch schöner blüht Dein Vaterland!

Er starb, daß es verwirklicht werde,
Was dieses Bild will kund Dir thun;
Wohin Du trittst auf deutscher Erde,
Da findest Du den Bruder nun!

So weit auf deutsche Lande nieder
Der Himmel strahlt, der Morgen tagt,
Sind alle Brüder, Brüder, Brüder —!
Das ist es, was dies Bild Dir sagt!"

So hat denn die Muse unter dem lauten Jubel jenes freudigen Einzugsfestes auch der Leidenden nicht vergessen, sie hat auch sie mit weihender Hand berührt und ihrem Schmerze den bittern Stachel genommen!

Doch wenn wir zu diesen Wunden, die der Krieg, der böse Krieg so vielen Familien geschlagen, schon vorher ihr versöhnendes Gegenbild in der Größe, der Freiheit und der Ehre unseres Vaterlandes, für welches jenes Heldenblut geflossen ist, gefunden haben, und:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre! —"

so stellt sich andrerseits der Dichter hier noch die besondere Aufgabe den Gott der Schlachten auch für das Leben des einzelnen nicht blos als vernichtenden Dämon, sondern oft auch als den Genius des Glückes erscheinen zu lassen, dem allein der Mensch die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche zu verdanken habe. Denn

„Der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,

und was der Friede nicht vermocht, er ist die Macht, die auch daheim, den größten Feind der Menschheit — den Stolz und den Hochmut besiegt und damit die Herzen trennende Scheidewand darniederreißt, die eitler Wahn und nichtiges Vorurteil für unzerstörbar hielt. Und in den Dramen nun, deren Handlung sich auf solchen Gedanken erbaut, da tritt dann auch wieder das Individuum ganz und voll in seine Rechte, während wir vorher nur allegorischen Gestalten oder allgemeinen Gattungstypen begegnet sind.

Haben wir es in den „Gewonnenen Herzen" von H. Müller gesehen, wie der Krieg selbst den schon mit der Muttermilch eingesogenen Haß der Stämme mit Stumpf und Stiel zu tilgen mächtig war, so zeigt uns hier nun ein patriotisches Schauspiel mit Gesang in einem Akte, das schon im Jahre 1871 selbst eine zweite Auflage erlebte „Des Kriegers Heimkehr" von Heinrich Steinhauer, wie der reiche und ob seines Reichtums übermütige Tyroler Dorfschulze die Hand seiner Tochter schließlich doch viel lieber dem braven, aber armen und darum bisher so stolz verschmähten Witwensohne giebt, der im Kampfe den Preis der Tapferkeit errungen und ihm den einzigen Sohn im Schlachtgewühl gerettet, als dem zuvor von ihm erkornen, reichen, aber albernen und feigen Bauern Hannes, der sich auf unrechtmäßige Weise der patriotischen Pflicht des Kriegsdienstes zu entziehen gewußt hat.

Und wie der Geldstolz, so hält auch das Standesvorurteil, das lang' genährte, die Feuerprobe des Krieges nicht

aus, und unser Landsmann Ernst Wichert ist es, der in seinem trefflichen einaktigen Lebensbilde „Das eiserne Kreuz" von neuem den Beweis geführt, daß nicht Rang und Geburt, sondern Verdienst, persönliche Tapferkeit und Aufopferung für den Nächsten allein den Wert des Menschen bestimmen.

Sein alter Held, der Freiherr Eberhard von Schleusach, der mit treuer Dankbarkeit an seinem Schloßverwalter und Kriegskameraden Rauthaler hängt — denn er hat ihn einst bei Leipzig als wackerer Reitersmann aus den Händen überlegener Feinde herausgehauen — er, der sonst so edel denkende, hat dennoch die Werbung des Assessors Edmund Karsten um die Hand seiner Großtochter Magda, obwohl ihre Herzen schon lange in Liebe für einander schlagen, mit verletzendem Stolze zurückgewiesen! Denn, wenn auch jener ein Ehrenmann ist, — wie er es seinem alten Kameraden, dem Großvater des jungen Mannes gerne zugesteht — und sein Pathe dazu und ein Junge, den er lieb hat, wie seinen Sohn, — seinetwegen meint er sich doch nicht „den alten Stammbaum verschimpfieren" lassen zu dürfen. Doch als nun sein eigener Enkel, der Offizier Conrad, den er mit dem eisernen Kreuze geschmückt bei seiner Rückkehr zu begrüßen hoffte, ihm in ergreifender Schilderung erzählt, wie auch er nur sein Leben der edelmütigen Tapferkeit seines ehemaligen Spielkameraden Edmund Karsten zu verdanken habe, und wie er darum gebeten, das für ihn bestimmte Kreuz, da nur ein einziges an seine Kompagnie gekommen, dem Würdigeren zu verleihen — „es ziert nun die Brust meines Retters — mein Stolz, so oft ich es da sehe" — so schließt er —, da muß denn auch der Freiherr zugeben, daß sein Enkel recht und eines hochherzigen Mannes wert gehandelt habe; und vor solcher ehrenhaften Handlungsweise, da schmilzt nun auch sein altes Standesvorurteil: mit den Worten „das eiserne Kreuz muß in der Familie bleiben," fügt er die Hände der Liebenden zusammen und weist mit Stolz auf den jungen Krieger, an dessen Seite er selbst herantritt:

„Seht her! das eiserne Kreuz von anno 13 und von anno 70, der absterbende Stamm und die grüne Hoffnung einer bessern Zeit. — Ich hoffe, die Franzosen kommen nicht zum drittenmale.“ —

In dem Schlußworte dieses Stückes klingt zugleich wieder die helle Seite an, die von den Dichtern jener Tage so gerne und so vielfach angeschlagen worden: die Erinnerungen von 1813 tönen mit den Großthaten von 1870 zum ergreifenden Accorde zusammen! *) Und hier ist es auch, wo der Mißton jener schon besprochenen Zwischenzeit im schönen Dreiklang seine Lösung findet! Dies ist die Tendenz des ebenfalls einaktigen Festspiels „Drei Kämpfer“ von Friedrich Hoffmann, dem bekannten Mitarbeiter der Gartenlaube — ein Stück, das nicht blos bei seiner ersten Aufführung im neuen Stadttheater zu Leipzig am 2. September 1872 allgemein zündete, sondern auch bei der Kritik ganz ungeteilten Beifall fand! Sie rühmt es dem Verfasser nach „daß er mit fester Hand und kräftigen Strichen ein Bild der Gegenwart gezeichnet hat, in der die Anschauungen und Gefühle dreier Generationen vertreten sind, deren Repräsentanten sich überdies — der Großvater, ein Ritter des eisernen Kreuzes von 1813, der Vater, gewissermaßen Ritter vom Geiste der vierziger und fünfziger Jahre, der Sohn Ritter des eisernen Kreuzes von 1870, daneben die Mutter, die Braut, ja selbst der jüngste der Jungen, der Knabe, in dem mit ein paar naiven Zügen der künftige Vaterlandsvertheidiger, das Häkchen das sich bei Zeiten krümmt, treffend geschildert wird, zur lebendigen Gruppe der Familie zusammenfügen.“ **)

Es ist der Morgen des Einzugstages der zurückkehrenden Truppen, den der Großvater mit dem rührenden Dankesworte begrüßt:

---

*) Den nämlichen Zweck hatte schon im Anschluß an den Krieg von 1866 C. Capeller mit den Kriegern von 13 und von 66 in seinem ansprechenden Idyll: „Die Heimkehr aus dem Kriege“ (Königsberg i. Pr., C. Ph. Nürnberger 1868) verfolgt.

**) Vergl. die vorgedruckte Kritik p. 13 ff.

„So hab' ich's denn erlebt — ich hab's erlebt,
Was mir im Traum zu kühn zum Denken war:
Der alte Erbfeind liegt zermalmt am Boden,
Und was am Boden lag, ein Spott der Welt,
Das kronenüberreiche, arme Deutschland —
Hoch ragt's empor als erstes Reich der Erde!
(aufstehend und das Sammetkäpchen in beide Hände nehmend:)
Herrgott, wie dank ich Dir für diese Gnade!"

Und in dieser dankbaren Stimmung da mahnt er auch den Vater der Familie hier, der selbst an diesem Freudentage, der ihm den lieben Sohn mit Ruhm gekrönt in seine Arme zurückführen soll, die trüben Erinnerungen an die Zwischenzeit seiner eigenen vergeblichen Kämpfe für die deutsche Einheit nicht vergessen kann:

„Mein Sohn, Dich macht der alte Unmut blind.
Der Hader weiche der Gerechtigkeit!
Sie spricht zu Dir und Deinen Kampfgenossen:
Erfreut Euch dieser großen Zeit der That!
Sie ist die Ernte nun von Eurer Saat!
Mit Blut und Eisen war es nicht gethan,
Wenn Ihr den deutschen Geist nicht erst gerüstet!
Als Ihr's gewollt, da habt Ihr's nicht gesollt —
Jetzt ist's Gottlob gesellt, was Ihr gewollt!

Und als er später nun auch den Gruß an den heimgekehrten jungen Krieger mit dem mahnenden Worte schließt:

„Nun haltet fest das Reich, das Ihr erhöht,
Daß es nicht wieder aus den Fugen geht" —

da antwortet dieser voll Zuversicht:

„Gott schirme uns vor dieser Not!
Wir sahn das letzte Zucken einer Kaiserkrone.
Furchtbar ist das Erzittern eines Thron's,
Furchtbarer, wenn ein Reich zusammenstürzt —
Und schrecklich, wenn's geschieht durch eig'ne Schuld.
Das wird, so lange deutsche Mütter leben,
Und deutsche Männer Kopf und Faust erheben,
Und deutsche Knaben unser Beispiel sehn,
In Deutschland nun und nimmermehr gescheh'n!
Ja Deutschland sei die Ehre dieser Welt!
Das will ich Dir geloben, alter Held" —

worauf der Knabe, sein jüngster Bruder einfällt:

„Ich auch! denn ich und meine Kameraden
Wir sind des Kaisers künftige Soldaten" —

wozu der Vater, jener Kämpfer des Geistes hinzusetzt:

„Wer Deutschland fest in Einigkeit will bauen,
Der muß es auf des Volkes Tugend gründen,
Und seine höchste Tugend ist die Treue.
Wie seine höchste Liebe ist — die Freiheit.
Das müßt Ihr fest für alle Zeiten halten!
Zu oberst laßt die deutsche Treue walten,
Dann bleibt Ihr frei und einig allzugleich —
Frei sind die Stämme, einig macht das Reich!" —

Ja — schließt nun der Großvater

„Gott seg'ne dieses Fest und schirme uns
Für immer die Erinnerung großer Tage,
Die immer neu des Volkes Seele weiht
Und würdig es erhält der großen Zeit!" —

Mit diesem Stücke sind wir nun, wiewohl es die Rückkehr der Truppen behandelt, zu den Sedan-Dramen gekommen, denn es war dazu bestimmt, wie aus dem oben mitgeteilten Datum seiner Aufführung hervorgeht, der ersten Feier dieses Schlachttages, den des Volkes ungeteilter Wunsch sich selbst zum allgemeinen Nationalfeste bestimmt hat, ihre poetische Weihe zu erteilen — ein Gedanke, dem der Verfasser selbst in einer alle gegenteiligen Ansichten bekämpfenden Einleitung den unwidersprechlichsten Ausdruck verliehen hat. Wie es nun nicht anders sein kann, so haben die Dramen, die dem Sedan-Tage gewidmet sind — was ja das soeben besprochene Festspiel bewiesen, meistens ähnliche Sujets gewählt und zeigen dabei auch in der Art ihrer Behandlung nicht viel Abweichendes. Zwei jedoch haben hier ihre Handlung an die Schlacht selbst geknüpft, deren Andenken sie verherrlichen wollen; das erste, ein rein allegorisches Festspiel „Am Tage von Sedan" von Heinrich Helmers (Bremen, Kuttmann 1876) führt uns auf das Schlachtfeld selbst, wo Germania auf einer waldigen Höhe des Ausganges des Kampfes harret und alsdann freudig die von

der Borussia ihr wiedergewonnenen Kinder Alsatia und Lottringia an liebendem Mutterherzen empfängt, worauf das Drama mit einer Ovation für Kaiser Wilhelm und seine Palladine, Bismarck und Moltke endet. *)

Das zweite Stück „Der Tag von Sedan,“ eine dramatische Festerinnerung von Rudolf Bunge (Cöthen, Schettlersche Buchhandlung 1874, 2. Auflage) — ein Dramolet (wie es der Verfasser in der Vorrede nennt), das wiederholentlich aufgeführt ist — spielt in Deutschland auf einer Verpflegungsstation, wo ein Transport von Verwundeten aus der Schlacht von Gravelotte gerade in dem Momente empfangen wird, als die Siegesnachricht vom 2. September mit der Depesche des Königs an die Königin Augusta eintrifft — ein stimmungsvolles Bild aus der Heimat, die ihren Dank an die treuen Krieger, die für sie geblutet, durch die liebevollste Aufnahme und sorgfältigste Pflege so gerne zu bethätigen strebte! Schilderungen von dem Kampfe und seinen Opfern bilden dabei den ernsten Hintergrund, dem auch das Mahnwort am Schlusse entspricht:

„Nun, Vaterland, laß Deine Fahnen wallen!
Doch in dem Jubel, der Dir Kränze flicht,
Vergiß sie nicht, die herrlichsten von allen,
„Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!“
Und freust Du einst Dich Deiner Heimgekehrten,
So grab die Heldennamen der Verklärten
Nicht nur in Deiner Kirchen Erz und Stein,
Nein, schreib' sie tiefer Dir in's Herz hinein,
Daß Deine Enkel allen Zeiten melden:
Das waren uns're Väter, deutsche Helden!“ —

Wenn nun auch die Muse in jedem Jahre diesem Ehrentage der deutschen Nation immer neue Kränze gewunden, so hat sie es sich doch besonders angelegen sein lassen, seine zehn-

*) Von demselben Verfasser und in demselben Verlage ist noch eine andere patriotische Gabe erschienen: „Hermann der Deutsche“ — Gedicht zur Feier der Einweihung seines Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Walde am 16. August 1875; sowie endlich „Das Buch der Prologe.“ —

jährige Wiederkehr in schwungvollen Liedern mannigfachster Art zu feiern, und so hat uns das Jahr 1880 auch eine dramatische Gabe gebracht, die uns noch einmal in frischester Weise in das buntbewegte Kriegesleben versetzt, das hier aber mit dem großen Finale „Der Kapitulation von Paris" seinen glänzenden Abschluß findet.

Es heißt „Die deutsche Kaiser-Proklamation," ein patriotisch-militairisches (in Form des „Wallstein'schen Lagers" gehaltenes) National-Festspiel in drei Tableaux zum zehnjährigen Jubiläum des Sedan-Tages und der Wiederherstellung des deutschen Nationalreichs von Hermann Görwitz — ein Stück, das sich ebenfalls bei seinen bisherigen Aufführungen überall als effektvoll und begeisternd bewährt hat; das der Verfasser aber nicht bloß den Bühnen, sondern auch den Schulen zur patriotischen Erinnerung an jene ruhmvoll glänzende Zeit der deutschen Geschichte gewidmet hat; denn — wie er Germania in dem Prologe sprechen läßt —

„Den heutigen Jüngling, damals Knabe noch,
Wird es mit wunderbarer Macht ergreifen,
Und rasch zum Freund Germanias ihn reifen,
Wenn heut zum Fest auch nur ein flüchtig Bild
Ihm jener Tage Heldengeist enthüllt; —

Dann stählt das Dichterwort ihn schnell zum Mann:
„An's Vaterland, das teure, schließ dich an!"
So oft es gilt der nationalen Ehre,
Dem Rechte und der Unabhängigkeit;
So oft es gilt, die Anmaßung des Feindes
Zu züchtigen, wie es bei Sedan galt!"

Waren nun auch in den andern Stücken hier und dort Anklänge an die Schiller'sche Muse zu finden, so haben wir in dem vorliegenden Festspiele, wie es der Verfasser ja auch selbst in dem Titel hervorgehoben, eine direkte und zwar wohl gelungene Nachahmung jenes klassischen, in seiner Wirkung als Kriegsbild bisher so unübertroffenen Soldatenstückes unseres großen Dichters vor uns. Und hieran werden wir sogleich durch den Ton und die Form des Prologes erinnert,

in dessen weiterem Verlaufe uns der Dichter über Ort, Zeit und Tendenz der Handlung Aufschluß erteilt: er führt uns nämlich in das Lager eines deutschen Reserve-Jäger-Bataillons, das zum Schutze der eroberten Provinzen zwischen Kehl und Straßburg errichtet ist, und in den soldatischen Aeußerungen dieser Krieger soll sich nun die Stimmung des deutschen Volkes in jener gewaltigen Epoche abspiegeln und darin zugleich den Helden und Lenkern jener welterschütternden Ereignisse in der nämlichen Weise ein Denkmal gesetzt werden, „wie durch das Lager Wallensteins“ sein mächtiger Geist hindurchzieht.

Und es ist hier lauter frisches, fröhliches Soldatenblut, das sich da zunächst an den Schenktischen der Mutter Stramm, ihrer Chef-Marketenderin, einer prächtigen Figur, die ihrem Vorbilde aus dem Schiller'schen Stücke alle Ehre macht, in buntem, lustigem Treiben umhertummelt und dabei das Licht seiner militairisch-politischen Weisheit in muntern Gesprächen weiter leuchten läßt, um dann im zweiten Bilde gleich wieder mit gespanntem Ohre seinem Feldkaplan zuzuhören, der sich von höherem Standpunkte aus über die Ursachen und Wirkungen des großen Krieges, sowie über die darin bewährte Kraft und Tugend, die in sich die sichere Bürgschaft künftigen Glückes trägt, ausläßt, bis sie dann endlich bei einem Glase Punsch

„Denn der Hauptmann hat geladen
Zu 'ner Bowle die Soldaten!“

die Uebergabe von Paris und die Neugründung des Reiches begeistert feiern und nach der frischen Weise des „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd“ die Handlung des patriotischen Stückes mit dem Liede beschließen:

„So reich' sich denn Alles, was deutsch ist, die Hand,
Wie im Felde die deutschen Soldaten! —
All-Deutschland sei euer Vaterland,
Seid Landsleut und Kameraden!
Nun „Volk du in Waffen“ sei Bürger zugleich
Und so blühe der Frieden mit Kaiser und Reich!“ —

Ja das wolle uns der Höchste in seiner Gnade schenken und uns noch lange, lange unsern Kaiser und mit ihm die Segnungen des Friedens erhalten!

Sollte uns aber jemals wieder ein Kriegsunwetter bedrohen, — und es steht ja so manche böse Wolke an dem Himmel Europas, dann möge die Mahnung des alten Arndt von neuem unser Sammelruf sein und es in alle Ewigkeit bleiben:

„Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! sammle und rüste dich stark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!"

Und setzen wir hinzu das Wort vom Rheine, der ja nun ganz unser ist, verallgemeinernd

„Dann klinge die Losung — bewährt und bekannt —
Mit Gott für König und Vaterland!" — — *)

*) Dem Sedan-Tage verdanken nun noch einige andere Dramen ihre Entstehung, die aber mit ihm nur äußerlich zusammenhängen, ohne seine Bedeutung als Motive der Handlung weiter zu verwerten; so das Lustspiel in vier Aufzügen: „Umgesattelt oder die Sedan-Feier" von A. Stegemann (Berlin, E. Bloch) und „Die Schlacht bei Sedan oder Konfusion ohne Ende," Lustspiel in einem Akt von O. Bischoff (Leipzig, J. F. Wöller) aus der Sammlung „Die Jugendbühne," Schauspiele für Mädchen zur Aufführung bei Schul- und Familienfesten von O. Bischoff. — In demselben Verhältnisse steht zur Einzugs-Poesie das einaktige Lustspiel „Ein Fenster beim Einzug" von Adele Gräfin v. Bredow-Görne (Wallner's allgemeine Schaubühne, Lieferung 25). — Eine willkommene Gabe sind schließlich „Die dramatischen Festspiele, geeignet zur Aufführung in patriotischen Vereinen und Familien, in Schulen und Soldatenkreisen, gesammelt, beziehungsweise bearbeitet von E. Trog (Essen und Leipzig, A. Silbermann, 1881); sie schließen sich an die Hauptgedenktage deutscher, wie preußischer Geschichte an.

[illegible] und des [illegible] in seiner Einöde [illegible] und aus noch lange seine andern Mauer und mit ihm die Schauplatz des Arbeiters erhalten.

[illegible] jemals wieder ein [illegible] be[illegible] — und es [illegible] ein [illegible] an dem [illegible] von [illegible] Schmetterling [illegible] noch [illegible] in alle Ewigkeit bleiben:

„Mein [illegible] Deutschland, mein [illegible], heran!
[illegible], [illegible] selbst [illegible]
[illegible] und [illegible] Wort [illegible] Mann,
[illegible] der [illegible]!
[illegible] mit [illegible],
[illegible]!"

Und jetzt, [illegible] recht [illegible], der so nun ganz unter [illegible].

„[illegible] — [illegible] und [illegible]
[illegible] die [illegible] des [illegible]"

*) [illegible] noch [illegible] ihre [illegible], die aber [illegible] zusammenhängen, eine [illegible] Bedeutung der [illegible] der [illegible]; so das [illegible] [illegible] von W. [illegible] (Berlin, [illegible]) und „Die [illegible] der [illegible] oder [illegible] [illegible]" (Leipzig, J. F. [illegible]) [illegible] zur Auf[illegible] der [illegible] von [illegible]. — In [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]" von [illegible] ([illegible]'s allgemeine [illegible]). [illegible] — [illegible] in [illegible] Ver[illegible] und [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] von [illegible] und [illegible], A. [illegible], 1851); [illegible] sich an die [illegible], [illegible] an.

Inhalts-Verzeichnis.

W. Krauseneck, Gumbinnen.

In demselben Verlage erschien:

Die

Schlacht von Sedan

im

Deutschen Liede.

Festrede zum 2. September 1880

von

Dr. E. Küsel.

8. 1880. Preis 1 Mark.

W. Krauseneck, Gumbinnen.

Kuesel, Eduard

Volkslied und Drama von 1870-71

Gumbinnen 1882